Neue Folge.—Zweiter Jahrgang.

Vorwärts meine Seele, vorwärts mit Macht!

תדרכי נפש׳ עז

Die Deborah.

Eine deutsch=amerikauische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.

1902.

Druck von THE RAZALL COMPANY,

CINCINNATI, OHIO.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite
Das Baby-Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts........1
Erlebtes und Erzähltes...........3, 33, 68, 97, 132, 161, 229, 322, 354
Alexander der Große........9
Aus Bibel und Midrasch...... 12, 43, 77, 103, 173, 205, 234, 269, 303
Licht aus Osten........13
Nachträge zu den jüdischen Gedenktagen, 17, 74, 110, 140, 216, 241, 264, 367.
Bisman Korif's Notizbuch, 18, 44, 85, 109, 140, 175, 206, 240, 270, 302, 331, 366.
Der Glaube........19
Die Liebe........19
Mittheilungen an das und aus dem Publikum, 20, 48, 86, 111, 218, 272, 329.
Rundschau........20, 52, 111, 151, 180, 245
Unlösbare Fesseln, 25, 57, 87, 117, 153, 183, 219, 249, 283, 307, 337, 373.
Victor Hugo und das Toldot Jeschu........39, 78
Hieronimus Lorm........56
Reformbestrebungen in Westfalen........49
Literaturbericht........65, 129, 225, 274
Das Purimfest und die Megillah........75
Zwei Jahrzeitstage........78
Englands Erwachen........105
Hypochondrie........108
Leonard Lewisohn........138
Judenthum und seine religiöse Entwicklung........161, 164
Gebet........146
Ein Hauch der Gottheit........146
Der Eindruck eines Rabbiners vom Oberammergauer Passionsspiel....147
Der Lenz........168
Wann wird der Erlöser kommen?........168
Die Rabbiner Konferenz in New Orleans........169

Verschiedene Schlüssel 172
Bernfeld's neue deutsche Uebersetzung der heiligen Schrift 174 197
Amerikanisches Judenthum 176
Ein Brief von Dr. Abraham Geiger 178, 211
Segen wirkend 193
Inländische Nachrichten 194
Das pädagogische Ideal Goethes 188
Sabbath und Sonnabend 201
Pharaos Herzensverhärtung 207
Kosmopolitismus, Patriotismus und Judenthum 235
Gott und Natur 240
Der Siegel Gottes ist Wahrheit 244
Rabbi Benjamin Szold 257, 258
Predigt am Neujahrabend 265
Der Isaac M. Wise-Memorialfond 271
Die ältesten jüdischen Journale 274
Ezra Stiles and the Jews 275
Meine Ferienreise 276
Versöhnungstag 290
Hebrew Union College 290
Ein erfolgreicher Journalist 296
Vom Herzen muß es gehen 298
Dr. Aaron Friedenwald 299
Die amerikanisch-jüdische Orthodoxie 304
Geschichtsphilosophie mit besonderer Beziehung auf Religionsgeschichte, 332, 369.
An die Leser der „Deborah" 353

Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgeg'ben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland .....$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O

Neue Folge. — 2. Jahrgang. 1. Januar 1902. — Heft 1.

Das Baby-Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts 1901

Von **Dr. H. Baer.**

1901. Das Baby-Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts hat uns im Allgemeinen etwas getäuscht. Es ist hinter unseren Erwartungen vielfach zurückgeblieben und hat manche Hoffnung, die wir hegten, nicht in Erfüllung gehen lassen. — Von einem neuen Zeitabschnitte erwartet man vieles „Große und Bedeutende," doch von beiden hat man nicht viel gehört noch gesehen.

Es war Schiller, der am Anfange des vorigen Jahrhunderts so emphatisch ausrief: „Eine große Epoche hat unser Jahrhundert geboren, allein die große Epoche fand ein kleines Geschlecht." Wir denken nicht so pessimistisch wie Schiller von der jetzt lebenden Generation und sind der Meinung, daß ein tüchtiger, gesunder Kern darin steckt. Doch müssen wir sagen, obgleich das Baby-Jahr 1901 mit vielem G e s c h r e i in die Welt gekommen ist und natürlicherweise auf A r m e n getragen und in der W i e g e verhätschelt ward, so hat es doch nicht den Beifall erregen können, den gewöhnlich solche „Erstlinge" schnell erzielen. Man hört zuweilen, daß ein „Baby" den ganzen Haushalt regiert und daß ein Jeder sich nach dessen „Pfeife oder Musik" richten muß. Das mag ganz richtig sein für Manche allein nicht für Alle. — Zuerst war es die alte, würdige Königin Victoria von England, die zwar an „Babies" gewöhnt, sich dennoch lieber mit ihrem sieben Achtel des Jahrhun-

derts auf dem Rücken im letzten Januar in die Ewigkeit flüchtete, als fortwährend die kreischenden und unmusikalischen Töne des „Centennial Baby" mitanzuhören.

Gewöhnlich sagt man auch, daß ein „Baby" Segen in eine Familie bringt; davon scheint unser „Centennial-Sprößling" gleichweis wenig Notiz genommen zu haben, sonst hätten die grausamen Verwüstungen und Metzeleien, wie sie in China, den Philippinen und in Süd-Afrika stattgefunden, schon längst aufhören müssen.

"Wir leben in einer Zeit des mächtigen Fortschrittes," hört man allgemein sagen, und prunkend zeigt man auf die Sonnenseite des Centennial-Jahres 1901 hin, aber nicht auf die vielen wirklichen Schattenseiten desselben. — Ist es nicht eine traurige „Schattenseite," wenn im krassen Gegensatz zu jeder Menschlichkeit und Civilisation ein feiger Mordbube es wagte, den ersten Beamten dieser herrlichen Republik, den braven, patriotischen und liebenswürdigen McKinley aus dem Leben zu schaffen? — Das ist methodischer Wahnsinn, wie Hamlet sagt. Unsere Schulen sind trefflich hier im Lande und alles wird gethan, um dem Kinde die so werthvolle, praktische Ausbildung zu geben. Doch scheint es, als wenn der Kopf so sehr in Anspruch genommen wird, daß das Herz — häufig leer ausgeht.

Es ist die Gemüthsbildung, welche den Charakter macht, und der uns meistens fehlt. — Es läßt sich Vieles über Gemüthsbildung sagen, wie solche vom Hause ausgehend durch die Schule, mehr und mehr vervollkommnet werden muß. Doch nichts ist besser für eine treffliche Gemüthsbildung, als ein weiser, anregender und interessanter Geschichtsunterricht. Die großen Helden der Zeit und die hervorragenden Persönlichkeiten der biblischen und der Weltgeschichte haben uns zu erheben und zu begeistern für alles Schöne und Gute und Edle im Leben.

Wir wollen jedoch nicht zu hart mit dem „Centennial-Baby" von 1901 sein. Es hat wie jedes Baby seine Krämpfe und Zahnleiden mit durchmachen müssen; allein großmüthig wie jedes Kind hat es auch mit seiner Milch der frommen Denkungsart manchen Erdenbürger erquickt. — Millionen sind dieses Jahr für Bibliotheken und Stiftungen ausgesetzt worden, und wenn diese Anstalten nur halbwegs das Gute thun, das man von ihnen erwartet, so wird man ohne Zweifel einer schöneren, besseren und lichtvolleren Zeit entgegengehen. — Trotz alledem bleibt die Zukunft uns wie immer verschlossen, und wir stimmen ganz Heinrich Heine bei, wenn er sagt:

„Jahre kommen und vergehen,
An dem Webstuhl läuft geschäftigt
Hin und her die Spule —
Was sie webt, das weiß kein — Weber."

Fast überall, wo die Völker der größten Intelligenz an ihrer Spitze bedurften, vertrauten sie sich der größten Mittelmäßigkeit an, blos weil diese ihrer durchschnittlichen Capacität näher stand. (Heinzen.)

Erlebtes und Erzähltes.

Von G. Deutsch.

Die Darstellung des geistigen Bildungsganges dreier Generationen stellt uns den Typus des Bildungsganges unter den Juden des neunzehnten Jahrhundertes dar, der im Großen und Ganzen in ganz Westeuropa derselbe war. Der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts geborene Großvater hatte nur nothdürftig die Landessprache lesen und schreiben gelernt. Er bediente sich der deutschen Schrift nur im Nothfalle, etwa zu einer Briefadresse oder einer geschäftlichen Urkunde; der anfangs des neunzehnten Jahrhunderts geborene Vater hatte schon in seiner Jugend im Cheder oder von einem Privatlehrer einen Elementarunterricht genossen, und der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts geborene Sohn hatte schon eine ordentliche jüdische Elementarschule besucht und sonst den seinem Berufe und seinen Verhältnissen angemessenen höheren Unterricht erhalten.

Mein Großvater hat zum Beispiel zu seinen Briefen und zu seinen privaten geschäftlichen Notizen sich immer der jüdischen Schrift bedient. Trotzdem konnte er etwas Deutsch schreiben, denn er unterzeichnet seinen am 9. März 1818 abgeschlossenen Heirathskontrakt in deutscher Schrift, während die Großmutter in jüdischer Schrift zeichnet. Diesen Kontrakt werde ich des kulturgeschichtlichen Interesses halber veröffentlichen. Von Interesse dürfte es hier sein, zu bemerken, daß die Großmutter die Tochter eines nach damaligen Begriffen reichen Mannes, des Altgraf Salm-Reifferscheid'schen Bestandmannes Bernard (Baer) Deutsch in Raitz, eines Vetters meines Urgroßvaters Salmen Wolf, war. Sie selbst habe ich ebenfalls nicht gekannt; sie starb am 29. Oktober 1848 im Alter von 55 Jahren, ich kannte aber eine ihrer Schwestern, die in sehr hohem Alter starb. Sie war allerdings eine sehr beschränkte Person, aber keineswegs so idiotisch, daß sie für Elementarunterricht nicht empfänglich gewesen wäre. Sie hatte aber auch nicht die elementarste Bildung genossen. Ein Bestandman, oder wie man jüdisch sagte, Randar — offenbar von dem französischen „Rendeur," Pächter, — war in der Regel ein wohlhabender Mann. Er war Pächter der herrschaftlichen Branntweinbrennerei, welche ein Monopol der Feudalaristokratie war. Gewöhnlich machte er auch noch sonstige Geschäfte, indem er die Produkte der herrschaftlichen Güter, als Wolle und Getreide, umsetzte und Aehnliches that. Sein Haus war auch ein Mittelpunkt echter Wohlthätigkeit. Der Schnorrer war ein willkommener Gast und, wenn ihrer viele auf einmal kamen, mußten ihm die Kinder ihre Plätze am Tische abtreten. Auch der Hausierer fand dort eine Herberge und eine gute Mahlzeit. Bei besonderen Gelegenheiten wurden Gäste aus der nächstgelegenen Gemeinde bestellt und im Hause Minjan gehalten. Für diesen Zweck hatte mein Urgroßvater ein Sefer Thora im Hause; ein zweites hatte er seiner Heimathsgemeinde Kanitz geschenkt, wo es mein Vater abwechselnd mit dem von seinem väterlichen Großvater Salmen Wolf

geschenkten zur wöchentlichen Durchlesung der Sidra benutzte. Ich half dabei meinem Vater beim Anziehen des Sefer und war nicht wenig stolz darauf, zwei Urgroßväter gehabt zu haben, die ein Sefer Thora geschenkt hatten. Jetzt kümmert sich Niemand mehr um diese Thorarollen, und die Familie, die seit zwei Jahrhunderten im Orte gelebt hatte — mein siebenter Urahne, Jakob Eliezer Braunschweig war anfangs des achtzehnten Jahrhunderts dort Rabbiner gewesen — und noch zu meiner Knabenzeit ein ganzer Clan war, ist mit dem Tode meines Vaters, am 18. März 1890 dort ausgestorben. Auch das ist charakteristisch für den Wandel der Verhältnisse im jüdischen Leben. Mein Urgroßvater, der gewöhnlich Reb Baer Raiz genannt wurde, war also ein wohlhabender Mann, trotzdem wuchsen seine Töchter fast ohne Unterricht auf. Wäre er nur um zwei Generationen jünger gewesen, hätte er wahrscheinlich eine Gouvernante gehalten und seine Töchter zu besserer Ausbildung in ein großstädtisches Pensionat geschickt. So sind wir Alle Kinder unserer Zeit, und das zeigt uns den Werth des Festhaltens der Erinnerungen aus dem Altagsleben.

Eine wesentliche Aenderung kam in das Leben der Juden unserer Gegend durch das Jahr 1848. Die Eröffnung gelehrter Berufsarten stimulirte den regelmäßigen Schulunterricht. Schon vorher hatten einzelne freier gesinnte Rabbiner in Mähren, wie Löw Schwab und Hirsch B. Fassel in Proßnitz, die Anlegung moderner Schulen betrieben. Größere Gemeinden, wie Nikolsburg und Boskowitz hatten trotz des Widerstandes der alten Rabbiner Schulen mit pädagogisch geschulten, sonst aber autodidaktisch gebildeten Lehrern eröffnet. In meiner Heimath wurde eine solche Schule um 1853 eröffnet. Ihr erster Lehrer war, wenn ich nicht irre, der jetzt achtzigjährige David Löwi in Wien, aus Eidlitz in Böhmen gebürtig, der als Oberlehrer und Prediger aufgenommen wurde. Unser alter Rabbiner Markus Trieschet war darüber sehr gekränkt, aber die neue Zeit machte ihre Rechte gebieterisch geltend. Man hat mir sogar erzählt, daß ein Führer der Jungen dem Rabbiner gedroht haben solle: „Man wird schon dem Rebben das Bärtele herausreißen.“ Bestimmt verbürgen will ich das nicht, aber möglich ist es immerhin, denn selbst dem gefeierten, wie ein Heiliger verehrten Rabbi Mordechai Benet (Marcus Benedikt), mährischer Oberlandesrabbiner (1790–1829), geboren 1753, ist es passirt, daß ein Gemeindemitglied, das sich in seinen Rechten durch eine Entscheidung des Rabbiners gekränkt sah, den Letzteren einen „Hergeloffenen“ nannte, was in einer auf ihr Alterthum so stolzen Gemeinde, wie Nikolsburg, den tiefsten Schimpf bedeutete. Nicht aus Nikolsburg zu sein, war in den Augen eines Nikolsburgers eine ebenso große Schmach, wie es in den Augen eines Amerikaners, dessen Eltern Eingewanderte sind, ist, nicht in Amerika geboren zu sein. Die Sage geht natürlich noch weiter und erzählt, daß der Rabbi seinem Beleidiger fluchte und ihm voraussagte, er werde ein Haus, das er eben erbaute, nicht mehr fertig sehen. Es ist unnöthig, hinzuzufügen, daß der Mann erblindete, ehe das Haus fertig war. Derartige Sagen gab es im Ghetto von Nikolsburg in Menge. Eine andere, die ich hier gleich erwähnen will, war, daß derselbe Rabbi einem Christen, der sich weigerte, eine Erubstange vor seinem Hause aufstellen zu lassen, versprach,

daß sein Haus nie von Feuer beschädigt werden würde. Ob das wahr ist, weiß ich nicht, hingegen war ich selbst im Jahre 1872 Zeuge, daß, als das Nachbarhaus brannte, der Besitzer dieses angeblich gesegneten Hauses mit vollem Gleichmuthe dem Brande zuschaute, und auf die Aufforderung, sein Haus zu räumen, sagte: „Mein Haus wird nicht brennen, das hat der Rabbi gesegnet." Der inzwischen verstorbene Nikolsburger Dajan, Moses Löb Kohn, hat diesen Beweis des Glaubens im Hamagid veröffentlicht.

Unser Rabbiner Mordechai Trieschet, der seine Stelle von 1830 bis zu seinem Tode 1866 bekleidete, war ein Schüler Markus Benedikt's gewesen. Er war im Jahre 1792 als Sohn des Rabbiners Abraham Trieschet in Weißkirchen geboren. Er mag übrigens in dem mährischen Städtchen Triesch, bei den Juden Tritsch genannt, geboren worden sein, jedenfalls war er, was man einen Triescher Familianten nannte, das heißt, er hatte zu warten, bis ein verheiratheter Jude in Triesch ihm den Gefallen that, zu sterben, ehe er heirathen konnte, denn obwohl schon sein Vater nicht mehr dort gewohnt hatte, sah man ihn behördlich als nur temporär von seiner Heimath abwesend an. In diesem Zusammenhange möchte ich auch berichten, daß Markus Trieschet sich nach dem Tode seines Vaters um das erledigte Rabbinat in Weißkirchen bewarb und, da die Gemeinde ihn nicht wollte, die Hilfe der weltlichen Behörde anrief, der gegenüber er geltend machte, daß er nach der Anschauung des Maimonides, welcher das rabbinische Amt für erblich erklärt, auf die Nachfolge seines Vaters Anspruch habe. Derartige Klagen sind oft vorgekommen. In den Gutachten Moses Sofers (Orach Chajim 13.) kommt ein solcher Fall ohne Nennung des Namens des Anfragenden vor. Ich weiß aber aus guter Quelle, daß derselbe der Sohn Markus Benedikts, namens Jesaias, war, der damals als Rabbiner in dem mährischen Städtchen Mißlitz wirkte. Auch er hatte keinen besseren Erfolg. Ein Aktenbündel über den Prozeß Markus Trieschets war im Besitze meines Vaters. Es ist aber inzwischen verloren gegangen, ein Beweis, wie viele kulturgeschichtlich interessante Dokumente noch immer dem tückischen Zufalle, der Gleichgiltigkeit, dem Mottenfraße und dem Feuer zum Opfer fallen. Nicht besser ergeht es den mündlichen Traditionen. Als im Jahre 1899 der dreiundneunzigjährige Rabbiner von Gießen, Dr. Benedikt Levi starb, dachte ich daran, wie viele interessante Erinnerungen dieser Greis, dessen Vater in der Zeit der französischen Okkupation der Rheinlande Konsistorialrabbiner war, und dessen Stiefvater, Ascher Löw, Rabbiner in Karlsruhe, 1837 als siebenundachtzigjähriger Greis starb, dessen Vater wiederum 1785 als etwa neunzigjähriger Greis in Metz starb, wo er, bekannt unter dem Namen seines Werkes Schaagath Arjeh, Rabbiner gewesen war, uns hätte überliefern können. Auch in meiner eigenen Familie ging es nicht anders. Ein Bruder meiner Mutter starb am 30. März 1897 im Alter von 93 Jahren; sein Vater starb 1853 ebenfalls als hochbetagter Greis, etwa 90 Jahre alt, des Letzteren Vater, Josef Wiener starb 1795 und wird auf seinem Grabsteine als alt und lebenssatt bezeichnet. Seine Erinnerungen konnten, wenn er seinen Großvater gekannt hat, leicht bis auf die Vertreibung der Juden aus Wien, 1670 zurückreichen, und hätten uns darüber, wie über die Einnahme Ofens durch die kaiserlichen Truppen, sowie über die

Chmelnickysche Judenverfolgung von 1648, welche Massen von heimathlosen Flüchtlingen in unsere Gegend warfen, interessante Aufschlüsse geben können, wenn man die Erinnerungen, so lange sie frisch waren, aufgezeichnet hätte. Leider ist das verabsäumt worden.

Kehren wir nun zu unserem Rabbi Markus Trieschet zurück. Sein mächtigster Gegner in Weißkirchen soll der dortige Schammes, ein talmudisch gelehrter Mann, namens Mordechai Flahm, gewesen sein. Man erzählte sich, daß derselbe während der Vakanz manche Rabbinatsgeschäfte versah. Dazu gehörte unter Anderem auch das Rezitiren des letzten Abschnittes des Schema. Das ist ein religionsgeschichtlich so interessanter Umstand, daß wir uns ein wenig dabei aufhalten wollen. Da der Rabbiner der frömmste Mann der Gemeinde sein mußte, so setzte man voraus, daß er zu seinem Gebete mehr Zeit brauche als jeder Andere. Beim Schemoneh Eßreh wartete der Vorbeter, bis er sah, daß der Rabbiner die drei Schritte nach rückwärts machte, was man Schemoneh-Eßreh-Ausgehen nannte, beim Schema hingegen rezitirte der Rabbiner den letzten Abschnitt, halblaut kantillirend. Wie es immer mit derlei Traditionen geht, wurde, was ursprünglich zu einem praktischen Zwecke eingeführt worden war, ein Gebot. War kein Rabbiner da, so mußte jemand Andrer dieses Geschäft übernehmen. In Weißkirchen übernahm während der Vakanz der Schammes Flahm diese Aufgabe. Während nun der Rabbiner gewöhnlich mit dem Abschnitte למען ירבו begann, begann Flahm schon mit ואבדתם מהרה. Gefragt, warum er das thue, sagte er: Wenn euere Gemeinde wächst, hat der Rabbiner größere Einkünfte und gegründete Aussicht, höheren Gehalt zu bekommen; bei mir hingegen macht das keinen Unterschied. Deshalb soll der Rabbiner beten: „Auf daß ihr euch vermehret;" ich hingegen sage: ואבדתם מהרה Meinetwegen könnt ihr alle heute ä kepore gehen. Derartige Ueberlieferungen sind niemals gesichert, trotzdem geben sie selbst als Sage uns einen Einblick in den Geist der Zeit.

Markus Trieschet wurde also im Jahre 1830 Rabbiner in Kanitz. Mein väterlicher Großvater war damals Vorsteher, oder, wie man sagte, Judenrichter, und bemühte sich um die Aufnahme des Rabbiners, weil ihm daran lag, seinen ältesten Sohn, meinen Vater, der damals elf Jahre alt war, zu Hause behalten zu können, indem der neue Rabbiner die Eröffnung einer Jeschiba versprach. Die Jeschiba kam aber nicht zu Stande und mein Vater ging bald darauf nach Eibenschitz, wo er die Jeschiba des dortigen Rabbiners, Bär Oppenheim, eines Nachkommen des bekannten Bibliophilen David Oppenheim, gestorben als Rabbiner von Prag 1736, Vaters der schriftstellerisch bekannten David Oppenheim, Rabbiner in Becskerek und Dr. Joachim Oppenheim, Rabbiner in Thorn und Schwiegervater des Historikers Isaak Hirsch Weiß, besuchte. Als ein Bild von den Verhältnissen der Jeschiba-Studenten will ich gleich hier erwähnen, daß mein Vater unter sieben Tagen der Woche nur vier „Kosttage" hatte, und die übrigen drei Tage sich mit dem trockenen Brode begnügen mußte, das ihm sein Vater, der alle Woche einmal ihn besuchte — Eibenschitz ist von Kanitz etwa 1½ Wegstunden entfernt — mitbrachte. Von den vier Kosttagen wurden ihm zwei von den Frauen ohne Vrwissen der Männer gegeben, die die Woche über in umliegenden Dörfern

hausirten. Der Vater pflegte mit wehmüthigem Humor zu erzählen, wie er einmal bei so einem heimlichen Mahle saß, als ein kleiner Junge hereingestürzt kam und rief: „Mamme, schick' die Bocherlech äweg: der Tate kimmt," wo es dann hieß, in aller Eile durch die Hinterthüre zu entwischen, damit die gutherzige Frau noch Zeit hatte, die Spuren ihrer Wohlthätigkeit vor den Augen des gestrengen Gatten zu verbergen. Ein andermal war es ihm wieder passirt, daß er am Freitag Abend nach der genommenen Mahlzeit in sein Quartier zurückkehrte und merkte, daß er sein Taschentuch vergessen hatte. Er kehrte zu seinen Wohlthätern zurück und fand sie bei einem Gänsebraten sitzen. Vorher hatte man gebenscht und das Bocherl fortgeschickt, damit man nicht genöthigt sei, den leckeren Braten mit ihm zu theilen. Auch solche Dinge sind dem Herrn Geheimrath Siegfried in Jena, der alle Juden für Rothschilds hält, während seiner Studienzeit schwerlich passirt. Anderseits war für das religiöse Leben bestens gesorgt. Mein Vater brachte seinen ersten Jom Kippur in der Fremde zu. Während er zu Hause bei seinem Vater ganz obenan in der Synagoge stand, mußte er in der Fremde ganz hinten unter den Schnorrern stehen. Es regnete in Strömen und er fragte seinen Quartiergeber, ob er verpflichtet sei, bei solchem Wetter in Strümpfen zu gehen. Die Antwort lautete natürlich bejahend, und der elfjährige Knabe schleppte bald einen beträchtlichen Theil von dem Grund und Boden, auf welchem die Stadt Eibenschitz gebaut war, auf seinen Füßen mit.

Von Rabbi Bär Oppenheim, der am 26. Dezember 1859 im Alter von 67 Jahren starb, hat mir mein Vater nur wenig erzählt. Ich kann mich nur an zwei Einzelheiten erinnern. Die „Rebbezin" hielt sich, als sie durch die Schiurstube ging, etwas ostentativer als nöthig war, die Nase zu, was, wie mein Vater zugab, nicht ganz unnöthig gewesen sein dürfte. Die Bocherim rächten sich, indem sie beim Fortgehen, als sie die Stube der Rebbezin passirten, ihrerseits ihre respektiven Riechorgane fest zusammenpreßten. Ein zweiter Fall war wieder der, daß Rabbi Bär, als er einmal eine talmudische Auslegung von Rabbi Mordechai Benet zitirte, entrüstet ausrief: So einem schreibt man auf die „Mazewe": Der große Gaon, der Belesene und Scharfsinnige, der bekannt ist in allen Gauen Israels! Mein Vater, der natürlich von Kindheit auf diesen Namen nur mit größter Ehrerbietung hatte nennen hören, war von dieser Kritik sehr verletzt. Ein anderer Bocher, Namens Simon König aus Nikolsburg, damals Schimmele Nikelschpork genannt, der natürlich zu Mordechai Benet wie zu einem Heiligen aufsah, wurde mauerbleich. Noch im Jahre 1871, als er in Nikolsburg mein Talmudlehrer wurde und mein Vater ihn daran erinnerte, konnte man ihm ansehen, daß er diese Erinnerung am liebsten aus seinem Gedächtnisse auslöschen wollte.

Ich wollte jedoch zuerst von unserem Rabbiner, Markus Trieschet erzählen. Meine eigenen Erinnerungen an ihn sind sehr dunkel, obwohl mir sein Bild noch häufig vor Augen schwebt. Er wohnte im Gemeindehaus zu ebener Erde, ihm gegenüber wohnte der Oberlehrer; im obern Stockwerke waren die Schulräume und die Gemeindestube. Wenn wir aus der Schule kamen, stand der Rabbiner meistens bei gutem Wetter vor der Thüre in seinem Schlafrocke mit der langen Pfeife im Munde, und wir Kinder küßten ihm

respektvoll die Hand. Der Respekt galt in erster Linie dem Amte, doch war der Greis auch sonst als solcher respektirt. Am Sabbathnachmittag versammelten sich sechs Talmudkundige bei ihm, um an einem Schiur theilzunehmen. Der Vater nahm mich mit, und ich kann mich erinnern, daß mir das ruhelose Wesen des alten Mannes sowie das lebhafte Gestikuliren unangenehm auffielen. Mit seinem Tode ging der Schiur ein, nur mein Vater hielt bis in seine letzten Jahre noch mit einem jüngeren Manne einen Privatschiur. Der letztere dürfte jetzt ein Mann von siebzig Jahren sein, und mit ihm wird der letzte Talmudist und Jeschibajünger aus Kanitz verschwinden.

In seiner früheren Amtsperiode war Trieschet nicht sehr respektirt. Er hatte lebenslang das burschikose Gebahren des Bochers nicht abgelegt, und die Gemeinde verlangte von dem Rabbiner, daß er immer seine geistliche Würde zur Schau trage. Als er im Anfange seiner Amtsperiode mit den Knaben Talmud lernte, kam einmal ein Dienstmädchen und brachte eine fette Gans, das Meisterwerk einer Frau, die sich auf ihre Kunst im Mästen der Gänse zugute that. Wie sehr häufig, hatte der Vogel irgend einen Defekt, und der Rabbiner hatte seine liebe Mühe, um aus den kasuistischen Schriften das „koscher" herauszuklügeln. Als es ihm endlich gelungen war, sagte er zu dem Dienstmädchen, das die Gans gebracht hatte: „Sag' Sie die Frau, wenn es wär' nicht so ä schene Gans, wär' sie nicht koscher geworden." In dankbarer Anerkennung der Mühe, die sich der Rabbiner um die gefährdete Gans gegeben hatte, schickte die Frau ihm die Leber, die natürlich ein Prachtstück war. Der Rabbiner, hocherfreut, rief die Jungen zusammen und sagte: Bocherlech kommt, ich will euch zeigen, wie man eine Leber braten kann, ohne daß das Fett kalje geht. Für uneingeweihte Leser sei bemerkt, daß es nach dem rabbinischen Gesetze Pflicht ist, die Leber am offenen Feuer zu braten.

Er kennt sich. Professors-Gattin: „So höre doch endlich auf zu arbeiten, Adolf, und komm' mit mir in den Park, Du mußt Dich doch auch ein bischen zerstreuen." Professor: „Laß mich nur; ich bin zerstreut genug."

Ein braver Kerl. Die Leichenrede eines holländischen Sergeanten auf dem Friedhof in 's Gravenhage lautet: „Kameraden! Der Verstorbene — unser Aller Freund — war etn braver Kerl, er hatte ein reines Führungsattest, wenig Stiefelreparatur und selbst auch ein Sparkassenbuch. Spiegelt Euch in ihm, Jungens! Abmarschirt!"

Kindermund. Vater: Hast Du auch Mama gefragt, ob Du den Apfel nehmen darfst? — Karlchen: „Ja, Papa!" — Vater: „Ist es auch wahr? Ich werde Mama mal fragen, und sagt sie, daß Du nicht gefragt hast, so bekommst Du Prügel, weil Du mich belogen hast. Also, hast Du Mama gefragt?" — Karlchen: „Ja, Papa! (nach längerer Pause): Aber sie sagte nein!"

(Für die Deborah.)

Alexander der Große.

(Die Hirnschale.)

אוצר התורה והתלמוד

(Aus Tamid, Ende des ersten Abschnittes.

Von J. Groneman.

Warum stolz das Haupt erheben?
Deine Hülle ist nur Staub,
Ach, wie kurz ist doch das Leben!
Bald bist du der Würmer Raub. —

Bist auch du so groß geboren,
Angesehen, groß und reich!
Zu Vergänglichkeit erkoren,
Macht der Tod uns Alle gleich. —

Auf einer seiner glänzenden Triumphzüge als mächtiger Welteroberer entfernte sich Alexander der Große eines Tages von seinen tapfern Krieges=schaaren, welche eben erschöpft und müde nach hitziger Schlacht auf einer Ebene unweit eines sanftfließenden Bächleins voll wohlriechenden Wassers der süßen Ruhe pflegten. In derselben reizenden Gegend, wo sich jetzt jener große Welteroberer befand, schien der holde Friede seine Wohnung aufge=schlagen zu haben, und der müde Wanderer glaubte hier blos das geheimniß=volle Flüstern zu vernehmen: Raste von deiner Mühseligkeit an dieser Stelle, und ergötze dich an dem herrlichen Anblick der blühenden Natur.

Jedes andere empfängliche Herz, auf welches solche erhabene Natur=schönheiten einen besonderen Eindruck hervorbringen, würde diese bezaubernde Gegend zum Staunen hingerissen haben, aber welchen Reiz konnte sie für einen Alexander, für einen Mann haben, der von nichts Anderem als hitzigen Schlachten und blutigen Siegen, von Eroberungen und Zerstörungen ewig träumte, und dessen Ohren vom Geklirre der Waffen, vom Geräusche des Kriegsgetümmels, von dem Jammer der Verwundeten und Aechzen der Ster=benden stets erfüllt waren?

Durch große Müdigkeit erschöpft und vom brennenden Durste sehr geplagt, ließ Alexander unter einer schattenreichen Palme am Ufer dieses Bächleins unweit seines Heeres sich nieder, um sich an diesem klarsprudeln=den Wasser ein wenig zu laben; kaum aber hatte er einige Tropfen davon getrunken, als sein ermatteter Körper neue Kräfte gewann. Frisches Leben strömte durch seine Glieder und er fühlte sich plötzlich so gestärkt, als wenn er den trefflichsten Wein zu sich genommen hätte. Der erstaunte König verlangte hierauf zu essen, und seine Dienerschaft hatte nichts anderes als gesalzene Fische, die sie bei den benachbarten Wilden vorräthig fand, für ihn aufzuti=

schen. Um die schlechten Fische genießbar zu machen, befahl Alexander, daß man sie in den Bach tauche, und das Salz davon entferne. Aber welch eine Seltenheit! Diese ungenießbaren Fische bekamen durch die Kraft dieses Wassers ihre ganze Frische wieder und wurden zum Staunen Aller so geschmackvoll, daß der König sich nicht erinnerte, dergleichen je gegessen zu haben.

Die Eigenschaft dieses Wassers ist allzu merkwürdig, rief Alexander aus, als daß ich nicht die Spur desselben genau aufsuchen sollte, woher es seinen Ursprung habe; ich will's versuchen! Gewohnt, mit seinem unbezwinglichen Heldenmuthe immer vorwärts zu dringen und mit neuen Lorbeeren seine Stirn zu schmücken, versenkte er sich nachdenkend in eine ungeheure tiefe Schlucht, die zwischen zwei hohen Gebirgsrücken fürchterlich ihn anstarrte und in deren gähnenden Rachen noch nie ein heller Lichtstrahl des Tages sich zu stehlen im Stande war, um den Ursprung dieser labenden Quelle in wüster Einöde aufzufinden, die seiner Vermuthung nach wahrscheinlich zu einer noch wichtigeren Entdeckung führen dürfte. — Mit dem bloßen Schwerte in der Hand durch diese dichte Grabesfinsterniß sich Bahn brechend, verliert sich der unerschrockene Held immer tiefer in den Abgrund, tappt im Bauche des Bodens, gleich einem lebendig Begrabenen blindlings um sich her, schreitet festen Schrittes durch den Wohnsitz des Todes rasch vorwärts, als plötzlich eine fest verschlossene Pforte ihm den Weg verrammelt und ihn gleichsam zwingt, an dieser schauerlichen Stelle Halt zu machen.

Mit dem kühnen Gedanken als tapferer Weltbezwinger von keinem Hindernisse, so groß es auch sein mag, sich beirren zu lassen, geht er rasch an die Pforte, ruft laut um Einlaß in das stille Reich der Unterwelt, und als diese trotz seiner quälenden Ungeduld sich nicht öffnet, ruft er voll der schrecklichsten Wuth: „Wer wagt es so frech, meinem Heldenarme zu widerstehen, wer will kühn einem Selbstherrscher trotzen, vor dessen gefürchteten Mannen alle Erdenzonen scheu zurückbeben? Auf, Pforte, die du zum Wohnsitze des Lebens oder in das todte Schattenreich hiabführst! vor dir steht Alexander der Große, der, einem Gotte gleich, unbezwinglich in der Oberwelt das eiserne Scepter führt, und wehe dem verwegenen Thoren, der trotzend meinem Befehle zu widerstehen wagt!"

Kaum aber hatte der wüthende König diese furchtbare Drohung beendet, als auf einmal die eherne Pforte knarrend ihre verrosteten Riegel vor ihm sprengte, das grause Gespenst der Verwesung, Moder und Leichendunst aus schauerlicher Grabesnacht um sich verbreitend, grinste den erschrockenen König an, eine dürre Knochenhand wirft schnell einen Todtenschädel ihm zu, während dessen ein erstorbener Ton aus furchterregender Finsterniß ihm zu Ohren dringt: „Hinweg, schwacher Sterblicher, von dem Wohnsitze meiner Geheimnisse! wage es nicht, so lange eine Staubhülle dich umgiebt, einen Blick in das Bereich der Ewigkeit werfen zu wollen, das dem kurzsichtigen Weibgeborenen ein unauflösbares Räthsel auf Erden von jeher war und für immer bleiben wird. — Steige hinauf mit diesem Knochen aus der Behausung der Schatten in das Reich der Oberwelt und möge dieser warnende Wink dich baldigst eines Besseren belehren!"

Kaum waren diese dumpfgesprochenen Worte durch die Finsterniß der Nacht verhallt, als die klirrenden Pforten vor den Augen des erstarrten Herrschers sich wieder schlossen. Betäubt wie vom Blitze getroffen, bis in das Innerste tief erschüttert, von Furcht und Angst gefoltert, kam bald hierauf Alexander mit dem Knochen in der Hand bei seinen Leuten an; die sonst so stolze Miene des übermüthigen Weltbeherrschers war nunmehr zerstört, sein Antlitz gebleicht, sein unbändiger Trotz tief zu Boden gebeugt. Vergebens bestrebten sich die in geheimer Kunst Erfahrenen und Weisen seines Reiches, ihm dieses schwere Räthsel zu lösen, als ein hochbetagter Greis aus dem Kreise der gelehrten Talmudisten, die im Rathe des Königs ihren Sitz hatten, hervortrat und ausrief: „Eine große und höchst wichtige Lehre liegt für dich, mein Herr und König, in diesem unbedeutend scheinenden Knochen tief verborgen, nur möge man selben genau abwiegen, bevor ich die wahre Deutung davon dir mitzutheilen im Stande sein werde."

Von heftiger Neugierde allzusehr gefoltert und von Ungewißheit zernagt, ließ Alexander sogleich eine Wage mit den verschiedenartigsten Gewichtsteinen sich reichen, um das gehörige Gewicht des Knochens genau anzugeben. Aber siehe! Alles staunte; denn weder die schwersten Metalle noch die größten Steinmassen, die in der Umgebung sich befanden, waren vermögend, die kleine Hirnschale aufzuwiegen.

Da trat der Greis aus der staunenden Menge zum zweiten Male hervor, streute ein Bischen Erde auf den Knochen, und, welch ein Wunder! Wage sammt Schädel sanken sogleich zum Staunen aller Anwesenden tief nieder, denn dieser wenige Staub übertraf ihn weit an Schwere des Gewichtes.

Hierin, großmüthiger König, fuhr der weise Greis fort, liegt die wahre und richtige Deutung des großen Geheimnisses. Als gewaltiger Herrscher und unbeschränkter Weltbezwinger trug dich der Rausch deiner Siege hoch hoch bis an die Sterne! gleich einem Gotte auf Erden dich wähnend, ließ dich der blendende Glanz deines Ruhmes den hinfälligen Namen „Mensch" in dir vergessen. Um dich aber ernstlich aus deinem Sinnestaumel zu rütteln und an die Hinfälligkeit zu erinnern, ward aus dem Schattenreiche ein treffliches Symbol, die Hirnschale, als der Sitz der menschlichen Weisheit, dir gereicht; sie wollte dir gleichsam andeuten: Hier in diesem kleinen Raume, o Mensch, liegt deine Größe, dein Stolz, deine Würde und Auszeichnung; doch die Staubhülle zerfällt, das morsche Lehmgebäude stürzt zusammen, der Geist entschlägt sich seiner Fessel und alle deine eingebildete Größe hat plötzlich ein Ende! Mögest du daher, mein Herr und König, selbst auf der Höhe des Ruhmes, auf dem Gipfel der irdischen Größe die höchst wichtige Lehre vor Augen haben: „Du bist nur Staub und wirst zum Staube zurückkehren!"

Hieb. . . . „Außerdem hatten die alten Germanen Opferaltäre."
Pantoffelheld (mit einem Blick auf seine Frau): „O, das kommt auch heute noch vor, daß einer am Altare geopfert wird."

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von
S. H. Sonneschein.

„Die Kinder Israels sollen den Sabbath so in Acht nehmen, daß sie den Sabbath für alle Zeitalter als ein dauerndes Uebereinkommen halten können!“ (Exodus 31.

Wer zwischen den Zeilen dieses uralten Gesetzesparagraphen lesen kann und will, findet gar viel Stoff zum Nachdenken. Und eine ehrliche, reiflich-besonnene Erwägung des hier gebotenen Gebotes muß uns moderne Kinder Israels schließlich mit der Idee vertraut machen, daß die moderne Ausgestaltung des uralten Sabbath ohne Sonntag-Compromiß zu Stande kommen muß.

Rabbi Nathan sagt: „Gehe hin und entweihe einen Sabbath, damit du noch deren viele halten kannst!“ (Mechiltha zur obigen Stelle.)

Dieser Rabbi war der veritable „Nathan der Weise“ im klassischen Zeitalter der tanaitischen Epoche. Neue, bis dahin ungewohnte Lebensbedingungen, Zwangsverhältnisse, die zu beseitigen einfach eine Sache der Unmöglichkeit war, selbst für den besten und gewissenhaftesten Juden jener Zeit, nöthigten die Gesetzeslehrer, das allzu puritanische und rigorose Sabbathgebot in eine mildere Usanz zu dirigiren. Leider siegte diese mildere Auffassung damals nicht! . . . .

Aber hohe Zeit ist's, jetzt, nach 1800 Jahren den Spuren der Hillel-Schule zu folgen und den „Siebenten Tag Sabbath“ von allen seinen so durch und dnrch veralteten, ja, lächerlichen Maßregelungen zu befreien. Auch der Sabbath möchte endlich einmal Ruh' haben und aufathmen! Er hat's in allen Gliedern.

„Erinnere dich, daß du Sklave gewesen bist im Lande Egypten, und daß dich der Ewige, dein Gott herausgeführt hat von dort mit gewaltiger Hand und strammen Arm. Darum befiehlt dir der Ewige, dein Gott den Sabbath zu halten!“ (Deutoronomium 5, 15.)

Ja! Dieses „Darum“ spricht Bände, und löst das Sklavenband. Lasse dich nicht länger von der knechtenden Buchstabenfessel in's Joch pferchen! Befreie den „Siebenten“ Tag von den unduldsamen Krimkrams der Silbenstecherei. Stelle seine frisch-fromme, fröhlich-freie Haltung wieder her, und du, amerikanisches Rabbinat, dazu berufen, dem Judenthum der Zukunft neue Bahnen vorzuzeichnen, wirst, ganz und gar ohne jede Sonntags-Koketterie dich selbst wieder in's richtige, in's rechte Licht stellen!

Licht aus Osten.*)

Von **Dr. H. Walter.**

(Schluß.)

5. **Die Edelsteine** (**Bhartrihari** nach Bohlen).

Sieht man den Weisen ungeehrt
In irgend eines Fürsten Lande,
So fällt auf diesen nur die Schande,
Der Weise bleibt in seinem Werth:
Juwelen werden immer hochgeschätzt,
Wenn auch der Dumme sie heruntersetzt.

6. **Das Schicksal und d e That** (**Hitopadesa,** Meyer).

Selbst der, der an ein Schicksal glaubt,
Muß schaffen und darf nicht erkalten,
Ohne Arbeit kann man kein Oel
Aus der Olive erhalten.

* * *

Wie der Wagen sich nicht bewegt
Einzig durch das Rad,
So erfüllt sich das Schicksal auch nicht
Ohne die männliche That.

7. **Zufriedenheit** (derselbe).

Jedwedes Glück hat der Zufriedene:
An wessen Fuß ein Schuh nur steckt,
Für den ist ja die ganze Erde
Mit Leder überdeckt.

1. **Lebensregeln** (aus dem Persischen des **Aubadi** nach Freiherrn von Schlechta-Wssehrd).

Als du ins Leben tratest, weintest du,
Doch, froh des Gastes, lächelten die Deinen;
O wandle so, daß, gehst du einst zur Ruh',
Du lächeln mögest, während andere weinen.

2. **Die Zeit** (**Firdusi,** nach Schack).

Der Mäher ist die Zeit, wir sind das Kraut,
Gleich gilt ihr, ob wir jung sind, ob ergraut,
Ob Ahn, ob Enkel ohne Unterschied
Wirft sie die Beute nieder, die sie sieht;
Bestimmt ist's von dem Schicksal so, dem herben,
Daß wir geboren werden, um zu sterben;
Geburt und Tod erschließen für und für
Zum Eingang die, zum Ausgang jene Thür.

---

*) Siehe Nummer 12 der „Deborah."

3. **Werth der Zeit** (Behaeddin Amuli nach Schlechta-Wssehrd).

Fehlt dir Sammt und edle Seide,
Wollenstoff taugt auch zum Kleide;
Fehlen Braten, fehlen Torten,
Brot und Salz giebt's allerorten;
Fehlt der Goldpokal dem Zecher,
Hohle Hand ist auch ein Becher;
Fehlt ein Galapferd zum Reiten,
Bleibt der Fuß zum Vorwärtsschreiten.
Fehlt ein Prunkpalast — dem Matten
Bietet jede Höhle Schatten.
Fehlt ein Teppich zum Gebete,
Sei's — auf einen Kotzen trete.
Also ward in dieser Welt
Jedem Ding Ersatz bestellt,
Der zumeist wohl auch genügt,
Wenn's nicht günstiger sich fügt.
Eines aber ist auf Erden
Allzuhoch, ersetzt zu werden:
Zeit! nur sie ist unersetzbar,
Darum schätze, was unschätzbar.

4. **Strebsamkeit** (nach Saadi-Schlechta-Wssehrd).

Was hilft Verdienst, was nützt Talent,
Die unbethätigt bleiben?
Der Weihrauch duftet — wenn er brennt;
Den Moschus — mußt du reiben.

5. **Asche** (derselbe).

Ein Pilger stocherte mit seinem Stabe —
Am Friedhof war's — in einem alten Grabe,
Und zu der Asche, die ihn dicht umstob,
Dieweil ein Thränenflor sein Aug' umwob:
„Nicht wer du warst, o Asche," sprach er, „frag' ich —
Daß überhaupt nur Asche bleibt, beklag' ich."

6. **Zufriedenheit** (derselbe).

Der Dinge giebts auf Erden hier,
Wie Cyrus sprach, der guten, vier:
Vorerst das Geld; wo dies gebricht,
Da hilft auch alles andre nicht;
Hierauf das Weib; wo dieses fern,
Weilt auch der Glücklichste nicht gern;
Sodann ein Kind; ganz rüstig schreitet
Nur, wen ein lieber Sohn begleitet;
Und viertens diese Lehre: Sei
Vergnügt — auch ohne jene drei.

7. **Gleichheit** (von Ibn Jemin nach Schlechta-Wssehrd).

Jedem, dem du Gnaden spendest,
Dessen König bist du ;
Jedem, der sie dir erwies,
Unterthänig bist du ;
Doch von wem du es verschmähst,
Wünsche zu erreichen,
— Mag's ein Weltgebieter sein —
Du bist seinesgleichen.

8. **Adel** (von Djami, nach Rosenzweig).

Wer sich mit dem Vater brüstet,
Eigener Verdienste bar,
Wär' er selbst der Stern im Auge,
Bleibt verächtlich immerdar.
Denn der Zweig, der Fruchtentblößte,
Der am Obstbaum pranget stolz,
Weil er keine Früchte bietet,
Ist nicht mehr als eitel Holz.

9. **Liebe** (Djelaleddin Rumi nach Rückert):

Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, da stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du, laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth.

Wir beschließen die Reihe dieser poetischen Lieder mit folgendem Gedichtchen eines persischen Dichters der neuern Zeit, Hussein-Ali Mirza (geb. 1814), nach der Uebersetzung von Altmann :

Reime.

Es fragte Fatme lächelnd :
Wie fänget man die Reime?
Ich sprach, so wie im Lenze
Aufspringen von selbst die Keime,
Und wie der Morgenstunde
Zusprühen der Sonne Lichter :
So findet des Liedes Reime,
Ohn' daß er sucht, der Dichter !

Die hier gegebenen Proben sind bei Weitem nicht alles, was wir den Lesern der „Deborah" gerne als Muster vorführen möchten, wenn es der Raum gestattete; denn es dürfte sich in der ganzen Sammlung schwerlich etwas finden, das nicht den obigen Gedichten in Schönheit der Form und sittlichem Ernste des Inhalts angereiht zu werden verdiente. Auch eine Anzahl prosaischer Aussprüche orientalischer Weisen, die zwischen den Gedichten eingestreut sind, erhöhen den Werth der Sammlung. Als Beispiel nur die folgenden:

„Ich verbeuge mich tief vor die, o Armuth, weil ich durch dich übernatürliche Kräfte erlangt habe, indem ich die Welt wohl sehe, die Welt aber mich nicht sieht" (Inder S. 64).

„Die Wissenschaft, die sonst den Hochmuth und andere Untugenden wegwischt, erzeugt bei dem Thoren Hochmuth, gleichwie das Tageslicht, das sonst die Sehkraft erweckt, die Eulen blind macht" (Inder S. 94).

„Wenn du alle deine Feinde vertilgen willst, wann wirst du mit Tödten fertig? Tilge deine eigenen Leidenschaften, und alle deine Feinde werden mit einem Schlage vernichtet sein" (Tibetaner S. 124).

Der Sammlung geht eine kurze Einleitung voran, in der die Herausgeberin Zweck und Absicht des Buches bestimmt, nämlich eine Lektüre für die reifere Jugend, insbesondere die weibliche zu sein, die „unterhält, belehrt und sittlich einwirkt." Dieser Aufgabe entspricht auch, wie aus den obigen Beispielen ersichilich, die Auswahl und Anordnung des Stoffes auf's Sorgfältigste, wobei der Verfasserin, wie in der Einleitung zu lesen, Professor Steinschneider mit seinem kundigen Rathe beigestanden. Sehr dankenswerth ist die Anfügung eines vollständigen Namenregisters der Autoren und ihrer deutschen Uebersetzer nebst kurzen biographischen und literarischen Notizen, woraus der Leser auch etwas über die Bedeutung und das Wirken der betreffenden Dichter erfährt und dann nicht blos die fremdklingenden orientalischen Namen vor sich hat. Druck und äußere Ausstattung des Buches sind sehr schön.

Wir empfehlen daher jedem Deutschamerikaner, der noch seiner Muttersprache gedenkt, diese Sammlung orientalischer Poesie auf's Beste, denn, um mit dem Motto der Herausgeberin zu schließen,

„Vom Aufgang kam ein Licht, das nicht erlischt,
Das auch in finstrer Nacht mit Macht erfrischt:
In trüber, arger Zeit von Streit und Sorgen
Befreiet uns von Qual ein Strahl vom Morgen."

Beruhigung. Schwiegermutter (die sechs Wochen zu Besuch war): „Ich werde doch morgen früh viertel vier Uhr den Zug nicht verpassen?" Schwiegersohn: „Nein, ich bleibe auf!"

Nachträge zu den Jüdischen Gedenktagen.

Januar.

1\. 1807 Ascher Sammter, jüdisch-wissenschaftlicher Autor, Dernburg, geb.
2\. 1661 Menachem Mendl Krochmal, Rabbiner und talmudischer Autor, Nikolsburg, gest.
1857 Paul Wolf, Hofrath, Arzt und Kämpfer für Juden-Emancipation, Dresden, gest.
3\. 1852 Salomon Eger, Sohn Akibas, Oberrabbiner, Posen, gest.
1879 Salomon Netter, hebräischer Verleger, Wien, gest.
4\. 1850 Josef Frey, getaufter Judenmissionär, Pontiac, Michigan, gest.
11\. 1808 Abraham Mapu, hebräischer Romanschriftsteller, Kowno, geb.
1846 Johann Jakob Sachs, hervorragender Arzt, Nordhausen, gest.
13\. 1871 Adolph Ludwig Cohn, Historiker, Konvertit, Göttingen, gest.
14\. 1798 Isaak da Costa, holländischer Dichter, Amsterdam, geb.
1901 David Castelli, Orientalist, Florenz, gest.
1901 Hermann Holdheim, Redakteur, Sohn Samuel Holdheim's, Berlin, gest.
16\. 1856 Isaak Aschkenazi, Maler, Drissa, Rußland, geb.
17\. 1658 Samson Wertheimer, Finanzier und Philanthrop, Worms, geb.
[illegible] 1808 Solomon Reinhard, Lehrer und Schriftsteller, Walldorf, geb.
18\. 1821 Theodor Goldstücker, Sanskritist, Königsberg, geb.
1891 Josef Abenheim, Musiker, Stuttgart, gest.
20\. 1707 Leopold Graf Kollonitsch, Primas von Ungarn, Urheber der Vertreibung der Juden aus Wien, Wien, gest.
21\. 1868 Ludwig Jacobowski, deutscher Dichter, Strelno, geb.
1880 Theodor Harbrücker, Kenner der arabisch-jüdischen Philosophie, gest.
25\. 1901 Wilhelm von Rothschild, Finanzier und orthodoxer Talmudist, Frankfurt a. M., gest.
26\. 1840 Lewis Way, philanthropischer Anwalt der russischen Juden, gest.
27\. 1814 Johann G. Fichte, Philosoph und Antisemit, gest.
1821 Abraham Schmiedel, Rabbiner und theologischer Autor, geb.
30\. 1879 Abraham Treuenfels, Rabbiner und Autor, Stettin, gest.
31\. 1887 Ascher Sammter, Berlin, gest. (S. 1. Januar.)

Frauen und Zigarren.

Was doch die Einbildung nicht thut
Und wie sie oftmals täuscht, verführt:
Ist eine Frau hübsch ausstaffirt.
Gefällt sie uns nochmal so gut!
Gerade so läßt bei Zigarren
Selbst der Kenner oft sich narren;
Giebst Du ihm eine für fünf Cent,
Wirft er sie weg, weil sie nicht brennt,
Doch ist mit Bändchen sie geziert,
Dann raucht er sie für importirt.

Jacob Klein,
769 N. Western Ave., Chicago, Ills.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Den Alten und Grauen
Kannst du immer noch trauen,
Doch auch den Kecken und Jungen
Ist Viel schon gelungen.
Nur die Flauen und Lauen
Thun gar groß mit den Zungen,
Und was in Lüften sie bauen
Wird in Phrasen besungen.

Es reicht noch lange nicht hin, wenn ich sage: „Ich bin stolz auf mein Judenthum." Die Hauptsache ist und bleibt die fragliche Thatsache, ob auch das Judenthum auf mich stolz ist.

Selbst das größte Menschenhirn
Kann nicht allein die Welt regier'n.
Selbst im edelsten Menschenherzen
Findet sich Raum nicht für alle Schmerzen.

Es gehört manchmal viel mehr Muth dazu, die volle Wahrheit zu vertragen, wie die volle Wahrheit zu sagen.

Was du gelitten, hast du verdient —
Hast du's erlitten, dann ist's gesühnt!

Das arme „Union Prayerbook!" Es ist wieder einmal von allerhand Leisetretern und Schwerenöthern gründlich in's Gebet genommen worden. Um's Andächtigsein ist's diesen Brüdern in Frack oder Kutte aber durchaus nicht zu thun. Der Verdacht ist ihnen viel lieber wie die Andacht. Gemach, ihr Herren! In der alten T'filla steht noch immer das grimmige „Welamalschinim." — Von solchen Pfaffen und Pfäfflein lassen wir uns erst recht nicht schulmeistern. Laßt es euch gesagt sein! Die neue Ausgabe kommt besser ohne euere unfreiwillige Mithülfe zu Stande.

Immer zerstreut. Professor: „Sagen Sie, Herr Kommerzienrath, waren Ihre Schwiegereltern kinderlos, daß sie ein so bedeutendes Vermögen hinterließen?"

Das Kind der Natur. Sennerin: „Jessas, heut' will der Forstg'hilf' auf die Alm steig'n, läßt er mir sag'n, und i' hab' mei' Lock'nscher drunt'n im Dorf g'lassen."

Der Glaube.

Wer fest ist überzeugt vom Glauben,
Bleibt ruhig im Gewissen, still: —
Wird keinen Zwiespalt sich erlauben,
Läßt jeden glauben, was er will.

Ein Zwang, an etwas glauben müssen,
Verscheucht den Zweifel nimmermehr,
Und die nur glauben, was sie wissen,
Sind irre in der Glaubenslehr'.

Wohl mag die Wissenschaft belehren,
Unglaublich scheint s noch immerhin,
Den Aberglauben zu bekehren,
Weil wiederkehrt sein Widersinn.

Doch, wenn wir widersinnig glaubten,
Auch ohne Glauben zu bestehn,
Dann würde U n r e c h t sich behaupten, —
Vermag ein Mensch ins Herz zu sehn?

Der Glaube darf nicht Herzen trennen,
V e r e i n e n soll er, was da lebt!
Das muß jedweder anerkennen,
Der nach dem wahren Glauben strebt.

Die Liebe.

Die Liebe schafft uns Lust zum Leben,
Selbst bei dem Kampf um's liebe Brot,
Denn ohne Lust und Liebe streben
Macht körperlich und geistig todt.

Es schmerzt im Körper, tief verborgen,
Manch liebend Herz, das geistig wund, —
Warum erschweren Gram und Sorgen
Ten ersten treuen Liebesbund?

Weil ält're Liebe —, streng dagegen,
Nur unnütz am Gemüthe nagt,
Doch zögert, ach, der Elternsegen,
Wird das Gelübde still vertagt.

Ist Zeit und Stund und Grund verlaufen,
Bekommt die Jungfrau ihren Schatz;
Die Liebe läßt sich weder kaufen,
Noch räumt sie Andern ein den Platz.

Wohl giebt es and're Arten Liebe,
Die stufenweis naturverwandt;
Damit sich keine Seele trübe,
Sei N ä c h s t e n l i e b e allbekannt!

Berlin. L o u i s S c h w a r t z.

Mittheilungen an das und aus dem Publikum.

Wie wir dem Wiener jüdischen Volksblatt vom 29. November entnehmen, war neulich das in der jüdischen Umgangssprache gebräuchliche Wort „Petites" Gegenstand einer Gerichtsverhandlung. Ein Kaufmann warf dem anderen vor, daß er Petites kaufe und der letztere klagte wegen Ehrenbeleidigung. Von den Sachverständigen wollte der eine es von dem französischen Petites, der andere von dem lateinischen Petitum ableiten. Beides ist falsch. Die richtige Schreibart ist, wie aus einer Urkunde aus dem Jahre 1657 (Frankl-Gruen: Kremsier, Bd. 1, p. 37) hervorgeht, Partiten, also ursprünglich Beuteantheil, daher betrügerisches Geschäft. In demselben Sinne verzeichnet es Sanders' Wörterbuch als einen süddeutschen Provinzialismus. Allerdings hat die etymologische Ableitung eines Wortes mit der gegenwärtigen Bedeutung desselben keine direkte Beziehung. Wenn Biblos im Griechischen Bast bedeutet, so ist damit nicht bewiesen, daß es jetzt dieselbe Bedeutung im Deutschen haben muß. Der richtige Sachverständige ist in einem solchen Falle thatsächlich nicht der Sprachgelehrte, sondern der praktische Kenner des lokalen „Jüdisch." G. Deutsch.

Rundschau.

Die letzten Wahlen in den ungarischen Reichstag wurden unter der heftigsten Agitation der Klerikalen vollzogen, welche das verlorene Terrain wieder erobern wollten. Thatsächlich gelang es dem Führer der katholischen Partei, Grafen Ferdinand Zichy und seinem Hetzkaplan, einem gewissen Stefan Csucz, die Bauern des Raczalmaser Bezirks so aufzuwiegeln, daß der jüdische Gutsbesitzer Moriz Günzberg im Wahllokale erschlagen wurde. Es ist doch wahrlich schön, daß Jesus gelehrt hat, die Feinde zu lieben. Was wäre erst geschehen, wenn er gelehrt hätte, jeden todzuschlagen, der uns nicht blindlings gehorchen will? Erfreulich ist es nicht nur für die Juden, sondern für jeden Menschenfreund, daß die Partei der Hetzkapläne diesmal noch unterlegen ist und daß nicht weniger als sechzehn jüdische Abgeordnete gewählt worden sind, zu denen bei den Nachwahlen noch ein siebzehnter kommen wird. Anderseits darf man nicht allzu zuversichtlich sein. Die Jesuiten haben jederzeit das Warten verstanden.

Die Statistik ist eine sehr werthvolle Wissenschaft im Dienste der jüdischen Apologetik. Wenn man immer über die ungeheure Macht der Juden peroriren hört, kann man dem Uebelwollen nichts entgegenstellen, weil nicht genug statistisches Material vorhanden ist. Nur wenige Staaten haben eine sorgfältige Statistik nach Konfessionen. Bei den in unserem Falle wichtigsten Staaten, wie Frankreich und Rumänien, fehlt sie gänzlich, in Rußland ist sie lückenhaft. Die jüngst veröffentlichten Daten über Preußen setzen uns glücklicherweise in die Lage, über die Fabel von der ungeheuren Macht der

Juden sachlich zu urtheilen. Danach beträgt die Zahl der Juden in Preußen 392,322 Seelen, das ist bei einer Gesammtbevölkerung von 34 Millionen nicht viel über ein Prozent. Nimmt man die Relativzahlen der Bevölkerungszahlen als Grundlage, so stellen sich die preußischen Juden noch viel ungefährlicher heraus. Während nämlich die Gesammtbevölkerung seit dem letzten Census von 1895 sich in dem Verhältnisse von 82 auf Tausend vermehrt hat und die Katholiken sogar um 101 per Tausend gewachsen sind, betrug die Vermehrung der Juden nur 33,2 per Tausend, das heißt sie sind ein sehr unbedeutender Theil der Bevölkerung und sind überdies im Rückgange. Ob dieser Rückgang auf Massentaufen, wie von einer Seite behauptet wird, zurückzuführen ist, wissen wir nicht; es scheint nicht gut glaublich.

Der ewige Jude! In einem Briefe des alten Kaisers Wilhelm, der soeben in dem Anhange zu den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Otto von Bismarck veröffentlicht wurde, findet sich eine höchst bezeichnende Stelle. Der alte Kaiser spricht in einem im Jahre 1877 geschriebenen Briefe von der Gefahr, welche der russisch-türkische Krieg „bei der Kriegsluft der Königin Victoria und ihrem jüdischen ersten Rathgeber" (Benjamin Disraeli) dem europäischen Frieden bringen könne. Sachlich verdient die Aeußerung keine Widerlegung. Wenn man Waffenthaten als die größte nationale Glorie feiert, und schließlich, wie das in Preußen noch heute geschieht, die Juden von Offiziersstellen fernhält, hat man doch kein Recht, das Kriegshandwerk wie das Börsenspiel als eine jüdische Intrigue darzustellen. Was übrigens Disraeli's Judenthum betrifft, so war schon sein Vater nur ein Namensjude, er selbst wurde als Knabe getauft und hatte niemals eine jüdische Erziehung genossen. Für uns bleibt die Hauptsache, daß in den „allerhöchsten Kreisen" das Schlagwort „Jud'" ebenso in allen Fällen als die bequemste Art erscheint, etwas abzuthun, wie bei den Bierbankpolitikern. Der jetzige Kaiser hat trotz der bei ihm eigenthümlichen Schwankungen wiederholt und erst neulich durch den Empfang des pseudo-wissenschaftlichen Schwätzers Houston Stewart Chamberlain gezeigt, daß er die Verehrung seines Großvaters, den er den Titel des Großen beigelegt hat, wohl auch auf dieses Gebiet ausdehnt.

Die großen Schenkungen für die Förderung geistigen Lebens, von denen die Zeitungen jüngst berichteten, müssen uns Juden wehmüthig stimmen. Carnegie will seinen großartigen Bibliothekenschenkungen eine weitere Schenkung von zehn Millionen Dollars für „University-Extensions" (populäre Kurse auf Universitäten) hinzufügen, und Frau Leland Stanford will der von ihrem Gatten gestifteten Universität eine Schenkung von dreißig Millionen machen. Wie traurig nimmt sich dem gegenüber die Lage unserer geistigen Bestrebungen aus! Mit Selbstverleugnung und schweren persönkichen Opfern muß der jüdische Schriftsteller sich seinem Berufe widmen. Rein wissenschaftliche Leistungen finden gar kein Publikum. Die im Jahre 1852 von Zacharias Frankel ins Leben gerufene Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums fristet nur ein kümmerliches Dasein, der Verein „Mekize Nirdamim," welcher die Herausgabe seltener Werke sich zum

Ziele gesetzt hat, kämpft mit Noth, obwohl seine Bedürfnisse lächerlich geringe sind. Es fällt niemandem ein, die großartigen Leistungen der Juden auf humanitärem Gebiet herabzusetzen, aber das Judenthum erschöpft doch seine Aufgabe nicht in Organisirung von Wohlthätigkeitsvereinen.

Ein Gedenktag in unserer Mitte appellirt an unseres historisches sowie an unser persönliches Interesse. Dr. Bernhard Felsenthal vollendet am 2. Januar sein achtzigstes Lebensjahr. Geboren am 2. Januar 1822 in Münchsweiler in der bayerischen Pfalz, kam er 1854 nach Amerika, wo er als Lehrer, Prediger und Schriftsteller eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete. Ganz besonders ist seine Wirksamkeit intim mit dem Aufblühen der jüdischen Gemeinde in Chicago verknüpft, welche wie diese merkwürdige Stadt überhaupt in einem halben Jahrhundert aus dem Nichts zu einem der bedeutendsten Gemeinwesen der Judenheit erwuchs. Im Jahre 1858 in Chicago angelangt, begann Felsenthal die Gründung eines Reformvereins in die Hand zu nehmen, aus welchem im Laufe der Zeit die Sinai Gemeinde erwuchs, welche heute neben der im Jahre 1845 gegründeten Reformgemeinde in Berlin den Typus der radikalen Gemeinden repräsentirt und somit eine geschichtliche Stellung von hoher Bedeutung einnimmt. Auch in mancher anderen Beziehung ist Felsenthals Leben von hohem Interesse. Er hatte bei seinem ersten Auftreten die Beibehaltung der deutschen Sprache verfochten, allerdings mit der Einschränkung, daß ein künftiges Geschlecht sich zur englichen Sprache bekehren werde. Dieser Wandel ist schneller erfolgt, als man ahnen konnte. Er hat auch in einer Broschüre über das jüdische Schulwesen zur Gründung höherer jüdischer Schulen aufgefordert, als dem einzigen Mittel, das Judenthum zu erhalten. Richtig ist an dieser 1866 erschienenen Broschüre noch heute der Gedanke, daß die neben der öffentlichen Volksschule hergehende Religionsschule nicht in der Lage ist, die Kenntniß der hebräischen Literatur zum Gemeingute der gebildeten Juden zu machen, wie das in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Fall war. Trotzdem würde heute niemand mehr diesen Gedanken für praktisch durchführbar halten. Interessant ist auch heute noch Felsenthals Schrift „Kol Kore Bammidbar," also eine Schrift unter christlichem Titel, die Stimme des Rufers in der Wüste, da die Stelle im Jesaia, der diese Worte entnommen sind, fälschlich so im Neuen Testament interpretirt ist. Dort wird der neuen Gemeinde noch der Neumondstag, das Purimfest und der neunte Ab zu besonderer Feier empfohlen. Darüber sind heute die konservativen Gemeinden, denen in der Broschüre Inkonsequenz vorgeworfen wird, längst hinaus. Noch interessanter ist die wiederholte Darlegung des Prinzips, daß Alles, was an Palästina erinnert, aus unserem Gebetbuche schwinden müsse, und der Verfasser dieser Prinzipien ist, wie die Leser dieser Zeitschrift wissen, ein überzeugter Zionist geworden. Auch in seiner Schrift über die Proselyten im Judenthum betont Felsenthal die universalistische Aufgabe, die sogenannte Mission des Judenthums. Bei dieser Gelegenheit müssen wir darauf verweisen, daß Felsenthal darauf aufmerksam macht, daß Rabbi Eliezer nach dem babylonischen Talmud, Jebamoth, 46,b die Lehre aufstellt, daß Beschneidung für den Proselyten unerläßlich sei, während nach dem Jeruschalmi, Kidduschin, das Gegen-

theil der Fall ist. Ohne uns in die schwierigen Fragen dieser Kontroverse einzulassen, wollen wir bemerken, daß Felsenthal das Verdienst hat, die Detailforschung auf dem Gebiete jüdischer Geschichte und Literatur zu Ehren gebracht zu haben, was in Amerika bei der Jugend des Gemeindelebens und bei dem auf das Materielle gerichteten Zuge ein doppelt großes Verdienst ist. Mögen dem jugendfrischen Greise noch manche Jahre lebensfrischen Schaffens beschieden sein!

Berlin, einst die Hochburg des religiösen Liberalismus, so daß Heine den in das Himmelreich eintretenden Berlinern durch St. Peter den Rath geben läßt, dem lieben Gott nicht zu sagen, daß sie aus Berlin seien; Berlin, dessen Namen in der neuhebräischen Literatur identisch mit Skepsis ist, hat, wie wir eben erfahren, bei seinen jüngsten Gemeindewahlen konservativ gewählt. Nun, Liberalismus ist augenblicklich nicht in der Mode und wir Juden haben immer die Mode mitgemacht. Schließlich wäre ein konservativer Zug in unserer Entwicklung gerade kein Unglück, aber in diesem Falle ist er unaufrichtig. Die Herren Justizräthe, Geheimen Sanitätsräthe, Professoren und Kommerzienräthe, welche die Berliner Orthodoxie bilden, denken nicht im Entferntesten daran, sich das Rasieren, das Trinken des unkoscheren Weins oder gar den Besuch der Oper verbieten zu lassen, was Alles vom konservativem Gesichtspunkte aus Todsünden sind. Ihr Konservatismus ist, soweit es sich dabei nicht um die Nothwendigkeit eines Programmes handelt, auf Grund dessen man die bestehende Partei stürzen kann, von rein platonischem Charakter. Er ist die Theologie von dem nüchternen Kutscher: Das beitragende Mitglied der Gemeinde kann für das Geld, welches er bezahlt, leben wie es will, der Beamte der Gemeinde muß für das Geld, das er empfängt, leben, wie ich will. Die große Frage ist nur: Wird bei einer auf diese Art geregelten Verwaltung etwas anderes als Heuchelei herauskommen?

Die jüdische Geheimlehre ist ein stehender Artikel in den Schriften und den Reden der Antisemiten. Damit wird der Einwand widerlegt, daß die behaupteten Scheußlichkeiten, wie Christenmord, in der rabbinischen Literatur nicht vorkommen. Ja, heißt es, ihr Juden seid schon schlau genug, solche gefährliche Dinge in geheimer Weise zu verbreiten. Vergebens hat man darauf hingewiesen, daß jüdische Bibliotheken, welche jedes erreichbare jüdische Werk besitzen, jedermann zugänglich sind, und sogar unter nichtjüdischer Verwaltung stehen, daß alle Werke, welche die jüdische Religion betreffen, im Buchhandel zu haben sind, wo sie jedem ausgeliefert werden. Es nützt Alles nichts; die Verbreiter dieser Anklagen sind bewußte Verleumder. Hingegen können wir unseren Feinden mit einem Stücke aus einer Geheimlehre, deren Authentizität nicht bezweifelt werden kann, aufwarten. In der zu Linz herausgegebenen Theologisch-praktischen Quartalschrift, Jahrgang 54, p. 961 wird folgender Pastoralfall besprochen: Ein jüdisches Ehepaar war erst zum Protestantismus übergetreten, dann konfessionslos geworden, dann wieder mit seinen drei Kindern katholisch geworden. Bei dem Uebertritt zum Katholizismus wird den Eltern die Taufe bedingungsweise ertheilt, weil nach dem katholischen Kirchenrechte die Ketzertaufe giltig ist, man aber nicht weiß,

ob der protestantische Pastor die Taufe formell richtig ertheilt hat. Die jüngeren Kinder werden ohne weiteres getauft, bei dem ältesten, das sieben Jahre alt ist, verbietet das aus den merkwürdigsten Widersprüchen zusammengesetzte österreichische Gesetz die Taufe, denn Kinder bis zu sechs Jahren folgen der Religion der Eltern, von 14 Jahren an können sie ihre Religion selbst wählen, zwischen sechs und vierzehn Jahren müssen sie aber selbst bei der Konversion der Eltern der angestammten Religion treu bleiben. Unsere Zeitschrift theilt uns mit, daß hinsichtlich der heiligen Taufe der Seelsorger mündlichen Bescheid von dem fürsterzbischöflichen Ordinariat erhielt, das heißt. daß der Pfarrer Auftrag erhielt, das Kind ohne Rücksicht auf das Gesetz zu taufen, daß man aber, um sich vor Strafe zu schützen, den Auftrag nur mündlich ertheilte. Uns Amerikanern kann es gewiß nicht einfallen, das Recht der Eltern in einem solchen Falle geschmälert zu sehen; ebensowenig kann dem Judenthum als solchem irgend etwas daran gelegen sein, derartige morsche Zweige dem Stamme zu erhalten, aber mit einer gewissen Genugthuung können wir darauf verweisen, daß es eine katholische Geheimlehre giebt, welche die Umgehung der Staatsgesetze predigt.

In zwei deutschen Parlamenten ist der Ansturm auf jüdische Richter, der im preußischen Landtage im letzten Januar unternommen wurde, wiederholt worden. Im bayerischen wie im hessischen Landtage kam die Anstellung von jüdischen Richtern zur Sprache. In Hessen, wo Juden grundsätzlich zu Richtern nicht ernannt werden, sagte der Justizminister, daß ihrer Anstellung nichts im Wege stehe; in Bayern, wo es eine ziemliche Anzahl von jüdischen Richtern giebt, sagte der Justizminister, daß er die Gleichberechtigung der Konfessionen nicht dahin auffassen könne, daß die Konfessionen in den verschiedenen Staatsämtern nur proportionell vertreten sein dürfen. Ganz ähnlich hatte sich seinerzeit der verstorbene Reichskanzler Fürst Hohenlohe im deutschen Reichstag ausgesprochen, als sich die Katholiken über ungenügende Berücksichtigung im Reichsdienste beschwerten. Was den Herren im Reiche, wo sie eine Minorität sind, recht war, ist ihnen in Bayern, wo sie die Majorität bilden, nicht billig, und die Kammer der Abgeordneten nahm eine Resolution an, welche den Wunsch ausspricht, daß die Juden nur im Verhältniß zur Bevölkerungszahl zu Richtern ernannt werden sollen. Aufgefallen ist uns bei dieser Gelegenheit, daß kein Jude das Wort ergriffen hat, was darauf hinzuweisen scheint, daß gegenwärtig in der bayerischen Kammer kein Jude Sitz und Stimme hat; ein merkwürdiges Verhältniß, wenn man bedenkt, daß zur Zeit des Beginnes des parlamentarischen Lebens in Bayern, als die Beschränkung der Eheschließung, die sogenannte Matrikel, in Bayern noch zu Recht bestand, zwei jüdische Abgeordnete, Arnheim und Morgenstern, in der Kammer saßen.

Ihr Ideal. — Frau A.: „Nun, Ihre Alma hat ja jetzt auch das heirathsfähige Alter.“ — Frau B.: „Ja, wissen Sie, was ich für sie haben möchte? Einen feinen christlichen jungen Mann aus einer guten jüdischen Familie.“

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Lassen Sie ruhig sein,“ rief Pulsnitz abwehrend, indem er seine Tasche auf den Boden stellte. Das ist gar keine Last. „Sagen Sie mir zuerst, Vetter Reb David Löb, wie es Ihnen geht. Was macht die Muhme Bele?“

„Wie es alte Leut' geht. Nun, Gott sei gelobt und gedankt für nimmer ärger! Wir haben ja ihm nichts aufzuheben gegeben. Siebzig Jahre hat uns Gott, gelobt sei er, versprochen. Ich habe schon mein ganzes Kapital gezogen aus der Bank und dreizehn Jahr' lebe ich schon von Interessen. Ich darf nicht klagen. Und die Muhme Bele ist auch schon zu Gutem in die Jahren. So wär' sie noch ziemlich berührig, aber hören thut sie sehr schwer. Aber Du wirst doch nicht da im Gewölb' stehen. Komm' in die Stub' hinein. Bei die Geschäften, was man jetzt macht, könnt' man den ganzen Tag in die Stub' sitzen.“

Bei diesen Worten öffnete der alte Mann eine Glasthüre, die dem Eingange gegenüber an der hinteren Wand des Ladens sich befand, und trat mit seinem Gaste, ohne die Thüre zu schließen, in eine mittelgroße Stube, die mit Möbeln so vollgepfropft war, daß es schwer war, sich darin zu bewegen. In der Mitte stand ein wackliger, runder Tisch, der auf einem geschnitzten Fuß ruhte. Um ihn herum standen mehrere Polsterstühle mit kühn geschweiften Beinen und mit abgeblaßtem Stoffe bekleidet. Darüber hing die siebenzackige Messinglampe, blank geputzt und mit neuen Dochten versehen. In einer Ecke war ein Bücherschrank, die obere Hälfte der Thüren mit schrägem Gitter versehen, hinter welchem grünes Tuch die Bücher verdeckte. Gegenüber demselben stand ein schmales Bett mit niedrigen Kopf- und Fußlehnen, über welche die Kissen und Decken, wieder von einer bunten Decke verhüllt, emporragten. Daneben war noch ein alterthümliches Nachtschränkchen, und über demselben ein eigenthümlicher Waschapparat, aus einem zinnernen, mit einem Zapfen versehenen Tank und aus einer Schüssel zum Auffangen des ablaufenden Wassers bestehend.

Max sah in den Laden. Es war ein sehr dürftiges, dunkles Gelaß, noch mehr verdunkelt durch die in bunter Unordnung herumliegenden und hängenden Kleider, die alten und neuen Schuhe, die, manche noch in rohem Leder, manche gewichst auf Brettern standen. Dann gab es noch etwas Schürzen und Weiberröcke von billiger Qualität und in einzelnen Schubfächern anscheinend einige Spezereien. Ein wurmstichiger Ladentisch theilte den Laden in zwei Hälften. Eine Elle, eine Wage und ein Foliant, welchen der Vetter beim Eintritte des Gastes zugeklappt hatte, lagen darauf. Der Alte hatte offenbar bemerkt, daß sein Neffe die Umgebung mit befremdeten Augen musterte.

„Bei Euch in Amerika,“ sagte er lachend, „ist Alles schöner wie hier, ich kann mir das vorstellen. Dort haben sie lauter neue Sachen.

Wir sind es schon so gewöhnt und werden es die paar Jahre so weiter führen."

„An Amerika habe ich gar nicht gedacht," betheuerte Max. „Ich habe mich nur umgesehen, wo die Muhme Bele bleibt und warum man Mendel nicht sieht."

„Mendel," erwiederte der Alte lachend, „ist derselbe wie er gewesen ist. Er geht fleißig spazieren und hat gerne die frische Luft. Das ist sein ganzes Geschäft. Die Muhme Bele ist hinübergegangen zu Lottie und helft ihr den Jontew zusammenrichten. Ich habe Keinen zu schicken, sonst hätte ich nach ihr geschickt und selber zu gehen, ist gegen den Kowed. Ich kann Dich doch nicht allein hier lassen; man kann nicht wissen, es ist Maaße Soten, einen ganzen Tag sitzt man in dem Gewölb' und sieht kein' Katz', und gerad' wenn man sich 'n Augenblick wegrührt, kommt einer. Was möchtest Du da anfangen, wenn einer möchte hereinkommen und wollte ein Paar alte Stiefel kaufen? Ha, ha, ha!" Der alte Mann lachte herzlich, indem er sich das Bild ausmalte, wie sein Neffe sich in dieser Situation ausnehmen würde, und Max stimmte in das Lachen ein.

„Bleiben Sie ruhig hier, Vetter Reb David Löb," sagte er. „Es hat gar keine Eile. Sagen Sie mir indessen, wie es Lotti geht."

„Gott sei gelobt und gedankt, wir können nicht klagen," sagte der Alte schmunzelnd, während er die Lippen spitzte und den Kopf hin- und herwiegte. „Kein milchiges Silber haben sie sich noch nicht angeschafft und ä großer Kozin kann man hier überhaupt nicht werden, aber wie ich überhaupt gesagt hab', wir haben ihm, sein Name sei gelobt, nichts aufzuheben gegeben. Wir müssen uns für den bedanken."

„Was ist ihr Mann?" fragte Max. „Was für ein Geschäft hat er?"

„Geschäft hat er gar keines," erwiederte der Alte in guter Laune. „Du kannst Dir vorstellen, er hätt' Lotti nicht genommen, wenn er wäre etwas gewesen. Sechsunddreißig Jahr' war sie alt. Gehabt hat sie auch nicht viel. Gerade die Ausstattung und vielleicht dreihundert Gulden, was die Muhme Bele hat in die Strümpfe aufgehoben, aber sie hat e Gewureh, sie versteht Geschäft und ist fleißig und fährt auf Märkte, dann läßt sie hier billige Röcke und Schürzen und Wäsche nähen. Hier ist nebbich große Armuth, darum kann man billigere Arbeiter bekommen wie in der Stadt. Sie hat schon jetzt vier Nähmaschinen stehen, läßt von Mädchen nähen und verkauft nach der Stadt. Rewach ist nicht viel dabei, aber es ist baares Geld und man verdient doch etwas und etwas nimmt man ein im Gewölb, und er hat hier etwas von der Khille. Dann ist er ein Mohel, verdient er auch hie und da eine Kleinigkeit. Du weißt doch, was ich sag' alleweil. Wir haben ihm, gelobt sei er, nichts aufzuheben gegeben. Was wir kriegen, ist geschenkt, und wenn etwas geschenkt ist, darf man nicht kritteln."

„Ist denn hier noch eine Gemeinde?" rief Max erstaunt.

„'N Stan's gesagt," seufzte David Löb. „Wenn man die Schul' jetzt ansieht, ist es ein wahrer Jammer. Früher hat man dreihundert Gulden für ä Stot bezahlt. Jetzt könnte man die ganze Schul' für fünf Gulden pachten. Neun Familien sind hier und zwei Wittwen. Aber schächten muß doch einer

und dawenen an Jomim neorim. Das thut er, Jisroel Hirsch. Er ist sogar ein ganz schöner Baaltephile. Versäumen thut er dabei nichts, denn zu was anderem ist er nicht zu brauchen und die zehn Gulden, die er einen Monat bekommt, kann man noch mitnehmen."

„Kann er lernen?" fragte Max, weil er fühlte, daß er dem Alten mit dem Interesse an diesem Gegenstande eine Freude bereite.

„Aeh!" rief der Alte aus der Tiefe seiner Brust, dabei unwillig die Stirne runzelnd. „Er meint, er kann. Wenn man ihm zuhört, sollte man meinen, es hat noch keinen so großen Charif gegeben, seit die Welt besteht. Aber ä Drehkopf, das ist Alles, was er ist. Die Uengerische, weißt Du," sagte er ingrimmig, während sein Neffe Mühe hatte, seinen Ernst zu behaupten, „haben keiner kein' geraden Sechel. Da sagt er unlängst — Du weißt doch die Gomoro — auf den, was die Gomoro sagt: An drei Stellen gilt das Gesetz sofort, nämlich: sofort nach dem Händeauflegen erfolgt das Schlachten des Opfers und so weiter. Sagt er: Die Hände auflegen, das heißt das Stützen, sich verlassen. Wenn man sich zu verlaßt auf Gott, ist man gleich geschochten. Hast Du schon so etwas gehört? Ich bin so außer mir gewesen, ich weiß nicht, was ich ihm gethan hätt', wenn ich hätt' mich nicht mit Eisen zurückgehalten."

„Lernen Sie nicht mit ihm zusammen Schiur?" begann Max mit dem Tone völliger Unschuld, obwohl er es offenbar darauf abgesehen hatte, den Onkel in seinem Zorne zu sehen, einem Zorne, der dem Alten gut that, weil er eine Art Bewegung für ihn war. „Es muß doch gewiß hier nur sehr wenige Leute geben, die noch lernen."

„Gar keinen mehr," erwiederte der Alte sehr traurig. „Keinen Einzigen. Der Letzte war Reb Mairem — Du hast doch die hiesigen Leute nicht gekännt. Der hat ganz schön gelernt. Er hat kein' groß' Bekiuß gehabt wie ein Mensch, der all' sein' Lebetag ein Dorfgeher ist gewesen, aber ein' geraden Verstand hat er gehabt; man hat mit ihm können ein Blatt Gemoro ausreden. Aber jetzt ist er auch schon vier Jahre todt. Da sitze ich ganz allein. Mein Kopf ist nicht mehr wie er sein soll, aber so lange ich kann, thue ich das Meinige. Mit Jisroel Hirsch lernen! Nein! lieber spiele ich Karten. Du kannst Dir gar kein' Begriff machen, Meyerleben, was das für ein Drehkopf ist. Wenn einer sagt: Grün, sagt er Blau, und beständig will er Chiduschim sagen und oßer weiß er P'schatt in ein' trockene Mischne."

Der Alte war in seiner Heftigkeit ganz außer Athem gekommen. Gewissermaßen um sich zu beruhigen, nahm er eine Horndose aus der Tasche und schnupfte heftig, wobei er die Nase mit dem Handrücken abwischte. Das erinnerte Max an seine Geschenke, die er mitgebracht hatte. Er stand auf, öffnete seine Handtasche, die er im Laden hatte stehen lassen und brachte ein Päckchen heraus, das nach Entfernung der Hüllen eine silberne Tabaksdose zeigte, die er dem Onkel überreichte. Der Alte nahm sie ihm aus der Hand und betrachtete sorgfältig den Deckel, der seinen Namen gravirt trug mit dem Bibelverse: „Mögen seine Wohlgerüche sich verbreiten. Mein Vetter trete in seinen Garten," wobei einzelne durch Sterne bezeichnete Buchstaben die hebräische Jahreszahl ergaben.

„Was hätt' Dir das gesollt?" sagte er im Tone gemachter Unzufriedenheit. „Es ist gewiß sehr schön. Die Auslagen hättest Du Dir können sparen. Heutzutage hat ein Jeder mit sich zu thun. Nun, da Du es einmal gebracht hast, bedank' ich mich schön. Du hast mir ein' Oineg Jontew gemacht."

„Dann ist mein Zweck erfüllt, Vetter," sagte Max. „Ich hoffe, daß Ihnen der Tabak auch schmecken wird. Den habe ich ebenfalls mitgebracht. Ich selbst verstehe nichts davon, da ich weder schnupfe noch rauche, aber ich habe den Tabak in einem großen Geschäft gekauft, wo man mir sagte, es sei der beste Tabak, den man irgendwo erhalten könne."

„Wenn er von Amerika kommt," meinte der Alte schmunzelnd, „muß er gut sein. Der Tabak wird doch nicht ewig dauern. Die Dose wird immer ein schönes Andenken sein. Du hättest Dir nicht sollen so große Auslagen machen."

„Ach, lassen Sie doch sein," Vetter Reb David Löb, „es ist nicht der Mühe werth. Erzählen Sie mir lieber von sich. Hat Lotti Kinder?"

„Zwei Mädel, sie sollen leben und gesund sein. Schöne, sehr gescheite Kinder. Sie erwartet sich jetzt wieder Jomim towim-Zeit. Sie möcht' natürlich gern ein Jüngel haben. Sie war schon bei dem zweiten Mädel ganz außer sich. Es ist wahr, es ist heutzutage keine Kleinigkeit, ein Mädel zu versorgen. Umsonst haben unsere Chachomim nicht gesagt: Wohl dem, dessen Kinder Knaben sind, wehe dem, dessen Kinder Mädchen sind! Ich hab' wohl versucht, es ihr auszureden, indem ich sagte: Bin ich mit dir nicht besser daran wie mit Mendel? An dir habe ich wenigstens die Freude, dich versorgt zu sehen. Mendel muß ich ernähren. Bei dir weiß ich über hundert Jahr', du kannst dir selber helfen. Was Mendel anfangen soll, wenn ich nicht mehr bin, weiß ich nicht. Wenn ich die Sorge nicht hätte, wollte ich ganz zufrieden sein, wie es Gott schickt."

Max fühlte sich unbehaglich. Er hätte dem alten Onkel gerne einige beruhigende Worte gesagt, wußte aber nicht, wie er es anfangen sollte. Endlich begann er denn doch, etwas zu sagen.

„Hat denn Mendel gar kein Geschäft?"

Der Alte schüttelte traurig den Kopf. „Hier ist nichts für einen jungen Menschen. Ich habe ihn selber nicht dazu angehalten. Wir haben noch unsere alten Bekanntschaften, und viel kommt auch nicht dabei heraus, aber für lange wird es nicht aushalten. Weggeben habe ich ihn auch nicht wollen wegen den Schabbes. In einer Stadt wird ja heute kein Schabbes mehr gehalten. So habe ich immer darauf gerechnet, er wird ein' Schiddech thun, daß er in ein Geschäft wird hineinheirathen können. Frühere Zeiten ist Alles anders gewesen. Man hätt' gesagt, Dobichauer Row's Enkel, ein Urenkel vom „Binoh w' Haskel," da hätte er können ein Schidduch thun, aber heutzutage gilt alles das nicht. Geld ist der einzige Jiches. So geht er hier herum und thut gar nichts."

Der alte Mann schwieg, offenbar in sehr gedrückter Stimmung. Er fühlte, daß er an dem Schicksale des Sohnes selbst Schuld trug und doch wollte er sein Unrecht nicht bekennen. Das Bewußtsein der geänderten Zeiten

demüthigte ihn. Die Kinder derselben Leute, die in ihrer Jugend zu ihm emporgesehen hatten, sahen von der Höhe finanziellen Erfolges auf ihn herab. Es ging ihm wie dem verarmten Nachkommen eines berühmten Adelsgeschlechtes, welcher den Glanz der Finanzaristokratie vor Augen sieht. Max, von seinem modernen Standpunkte und mit seinen amerikanischen Erfahrungen sah die Ursache der Degeneration klar vor Augen. Er wußte, daß sein Vetter mit dem Bewußtsein seiner hohen Abstammung erzogen worden war. Die Trödelbude des Vaters gewährte ihm keine Befriedigung. Er fühlte sich zu Höherem geboren. Hinaus aus dem ärmlichen Nest konnte er nicht, dem stand das Sabbathgebot entgegen, dessen Verletzung natürlich war, wenn man in einer größeren Stadt fortkommen wollte. So wurde er an den Müßiggang gewöhnt und und lebte in der Illusion, sich durch eine Heirath helfen zu können, aber diese Zeit, in welcher ein junger Mann eine sorgenfreie Zukunft erwarten konnte, weil sein Urgroßvater ein scholastisches Werk geschrieben hatte, war vorüber. Ueberall, von wo die Anträge kamen, erwartete man, daß der junge Mann mit bescheidenenen Mitteln, welche man ihm zur Verfügung stellte, sich selbst helfen sollte. Dazu war aber Mendel nicht geschaffen. Reiche Anträge kamen überhaupt nicht, weil der Adel nicht galt und weil man zu einem jungen Manne, der nie eine Thätigkeit gezeigt hatte, kein Zutrauen besaß. Der verarmte Nachkomme eines altadligen Geschlechtes konnte in Amerika sein Wappenschild vergolden lassen, wenn er sich um die Tochter eines Eisenbahnspekulanten oder eines Groß-Schlächters bemühte. Die jüdische Finanzaristokratie Amerikas hatte sich von den Vorurtheilen ihrer Ahnen ganz emancipirt. Der in Amerika reich gewordene Viehhändler oder Lumpensammler hatte es nicht nothwendig, sich seinen Adel durch eine Verbindung mit den Nachkommen polnischer Rabbiner legitimiren zu lassen. Der arme Mendel! Wäre er ein wirklicher Aristokrat gewesen, hätte er das Recht besessen, sich Mendel von Pulsnitz zu schreiben, dann konnte er seine Erfahrungen aus dem Offiziersleben im freien Lande als Trainer von Rennpferden oder als Besitzer einer Wirthschaft verwerthen. Von seiner langen Ahnenreihe war ihm nichts übrig geblieben als die Kunst, in Schul' zu gehen, und das war drüben weder begehrt, noch hoch bezahlt.

„Armer, armer Mendel!" Das waren des Gastes Gedanken in einer langen Pause, welche endlich durch das Oeffnen der Thüre unterbrochen wurde. Die Muhme Bele trat ein mit einem etwa vierjährigen Mädchen an der Hand. Die alte Frau war untersetzt, aber kräftig gebaut und sah in ihrer Festtags-Toilette mit der gelbbebänderten Haube über dem schwerfälligen Haarscheitel und der steifen, blauen Schürze recht hausmütterlich aus. Das kleine Mädchen an ihrer Hand war sehr zart, von dunklem, fast braunem Teint und hatte dichtes, gekräuseltes Haar. Die alte Frau war offenbar erstaunt, einen Besucher zu sehen. Ihr Gatte, der das Staunen merkte, ging ihr bis an die Schwelle des Zimmers entgegen, beugte sich zu ihr herab und sprach, die Lippen dicht an ihrem Ohre:

„Das ist Meyer; er ist gerade jetzt gekommen."

Die alte Frau hatte nicht verstanden. „Hä!" rief sie mit offenem Munde und schüttelte dabei den Kopf.

„Mein Brudersſohn aus Amerika, der Rabbiner!“ rief der Alte mit großer Anſtrengung.

„Ich verſteh' ja,“ erwiederte die Gattin. „Du brauchſt nicht ſo zu ſchreien. Ich bin ja nicht taub. Es iſt nur mancheſmal, wenn das Wetter ſich ändert, daß ich ſchlechter höre.“

Sie wandte ſich bei dieſen Worten an den Neffen, der ebenfalls ſich erhoben hatte, reichte ihm die Hand und ſagte: „S' Gotts Willkumm,“ und zu der Kleinen, die ſich bei dem Anblicke des Fremden ſcheu an die Großmutter angeſchmiegt hatte, ſagte ſie: „Geh', Floraleben, mein Gold, geh' zu der Mutter und ſag' ihr, wir haben einen Gaſt bekommen aus Amerika und ſie ſoll Hedwig auch bringen, und wenn Du ſiehſt den Onkel Memel, er wird vielleicht bei Feiwel Lipſchütz im Gewölb ſitzen, ſag' ihm auch, er ſoll nach Hauſe kommen. Geh', mein Gold, eil' Dich!“

Die Kleine wollte raſch davon hüpfen, offenbar froh, aus der unbequemen Nähe des Fremden zu kommen, als ſie der Gaſt bei der Hand faßte. Sie wurde feuerroth, hielt ſich mit der einen Hand, die ihr frei geblieben war, krampfhaft an den Rockfalten der Großmutter feſt und machte Miene, zu weinen.

„Geh' doch hin zu dem Onkel,“ rief die Großmutter, indem ſie das kleine Händchen von ihren Rockfalten loszumachen ſuchte, „geh' hin, er wird Dir etwas geben.“

„Schäm' Dich,“ miſchte ſich der Großvater ein, „ſo ein großes Mädel ſoll ſo dumm ſein. Der Onkel wird Dir nicht ein Stück Nas' abbeißen.“

Endlich gelang es den vereinigten Anſtrengungen aller Drei, die Kleine von der Großmutter loszumachen, obwohl ſie noch immer die Augen nicht aufzuſchlagen wagte.

„Sag' mir einmal ſchön deutlich, wie Du heißt, und Du ſollſt etwas Hübſches bekommen,“ ſagte der Gaſt.

„Flora,“ hauchte die Kleine.

„Und wie noch!“

„Marderpeltz,“ war die Antwort.

„Marderpeltz,“ wiederholte Max mit einem Lächeln auf den Lippen.

Der Vetter errieth ſeine Gedanken. Wie ſie haben verdrehte Köpp', die Waſſerpolacken, ſo haben ſie verdrehte Namen. Mach' Dich nur vor Lotti nichts wiſſen. Sie kann den Namen nicht hören. Ich kann Dich verſichern, wir haben ſchwere Müh' gehabt, den Schidduch zuſammenzubringen. Wie ſie den Namen gehört hat, iſt ſie ganz außer ſich geweſen. Ich heiß' ihn immer Jisroel Hirſch. Ruf' ihn auch ſo!“

Max hatte indeſſen ſeine Börſe gezogen und eine Silbermünze herausgenommen. „Hier, Flora,“ ſagte er, „hebe das auf als ein Andenken an den Onkel aus Amerika.“

„Was ſoll Dir das ſchon wieder?“ ſagte der Alte, während ſeine Gattin das Geldſtück neugierig betrachtete.

„Es iſt gar nicht der Rede werth, Vetter Reb David Löb,“ erwiederte Max. „Es iſt nur eine Denkmünze von der Weltausſtellung in Chicago.“

„Wie sagst Du, Floraleben?“ drängte die Großmutter. „Der Onkel wird schöne Sachen von Dir erzählen in Amerika.“

„Danke!“ hauchte die Kleine kaum vernehmlich.

„Laß' nur gut sein, mein Kind,“ sagte Max, indem er sie am Kinn streichelte.

„Geh' jetzt nach Haus', Floraleben, und sag', die Mutter soll kommen,“ sagte der Alte.

Die Kleine machte sich eilig davon.

„Du wirst hungrig sein, Meyer,“ sagte die alte Frau, „und heute wird es sehr spät werden, bis man aus Schul' kommt. Du mußt nur vorlieb nehmen. Hier ist man nicht so vorgesehen wie in der Stadt und wir sind nur drei Leute. Der Vetter und ich zählen noch nicht einmal für einen, und Mendel ist auch kein großer Esser.“

Max versuchte abzuwehren. „Machen Sie sich keine Mühe, Muhme Bele,“ sagte er. Ich bin nicht hungrig.“

Die alte Frau hatte ihn nicht gehört und vermuthete instinktiv, daß er davon gesprochen habe, es seien noch nicht sechs Stunden seit seiner letzten Mahlzeit abgelaufen. „Auf der Reise braucht man es nicht so genau zu nehmen,“ citirte sie in hebräischer Sprache, „und wenn man Erew Jontew in die K'hille kommt, darf man auch schon um vier ein Stückchen Kuchen essen. In Amerika nimmt man es nicht so genau, schätz' ich.“

„Laß' sie gehen,“ sagte der Vetter, „sie hat davon ein Vergnügen. Laß' ihr den Simchas Jontew.“

Während die alte Frau noch in der Küche beschäftigt war, that sich die Thüre auf und eine Frau, deren herbem Gesicht man die lange Altjungferlichkeit ansah, trat ein. Idr wirres Haar war unbedeckt, ihre Kleidung vernachlässigt. Auf den Armen trug sie ein zweijähriges Kind, das in einem schmutzigen Kleidchen steckte und um den Mund herum deutliche Spuren von Lakritzen zeigte, von dem sie ein Stück in der Hand hielt. Die Mutter eilte mit lauten Ausrufen in die Stube und dem Gaste entgegen. „Grüß' Dich Gott, Max!“ rief sie. „Das ist schön, daß Du Wort gehalten hast. Ich hätte Dir es auch nicht vergeben, wenn Du nicht zu uns gekommen wärest.“

Max war aufgestanden und hatte ihr die Hand gereicht. „Du hast doch gar nicht voraussetzen dürfen, daß ich mein Versprechen nicht halten würde,“ sagte er. „Ich mußte doch meinen Onkel, den einzigen Bruder meines Vaters, besuchen, wenn ich einmal in Europa bin, und dann wollte ich ja Dich auch in Deiner Häuslichkeit begrüßen, da ich bei Deiner Hochzeit nicht anwesend sein konnte. Ich freue mich zu hören, daß es Dir gut geht. Deine älteste Tochter habe ich schon kennen gelernt, aber der Wunsch nach näherer Bekanntschaft ist vorläufig ein einseitiger.“

Die Kleine hielt sich hinter dem Rücken der Mutter an deren Kleidern fest und war nicht zu bewegen, diesen gesicherten Platz zu verlassen.

„Geh', Du dumme Gans,“ rief die Mutter in wildem Zorne. „Schäme Dich, so schüchtern zu sein. Gleich gehst Du hin und giebst dem Onkel einen Kuß. Er hat Dir doch ein so schönes Silberstück gegeben. Bei diesen Worten versuchte sie, die Kleine hervorzuzerren, aber diese hielt sich so krampfhaft

an den Rockschößen der Mutter fest, daß die Nähte nachgaben und der Rock sich von der Taille lostrennte.

„So ein schlechtes Kind!“ brauste die Mutter auf, indem sie mit der Hand zum Schlage ausholte. In diesem Augenblicke ließ die Kleine los und rannte der eben eintretenden Großmutter entgegen, der sie beinahe die Tasse, welche sie trug, aus den Händen geworfen hätte. Die Mutter, welche das Eintreten der alten Frau nicht bemerkt hatte, wandte sich heftig um, und stieß die alte Frau an, daß ein Weinglas, welches sie auf der Tasse brachte, zur Hälfte vergossen wurde. Dabei bemerkte sie, daß ihr Rock sich auf dem Boden nachschleppte. Ein Griff nach rückwärts überzeugte sie von dem Beschämenden der Situation. Die Verlegenheit machte sie noch zorniger und sie wollte jetzt erst recht auf die kleine Sünderin losschlagen, aber die Großmutter, zu welcher sich die Kleine geflüchtet hatte, legte sich in's Mittel.

„Du wirst ihr nichts thun, oßer!“ schrie sie mit ihrer tonlosen Stimme. „Ich hab' das mein Leben nicht gesehen. Man soll ein Kind beständig schlagen. Nicht einmal in der Tefisse behandelt man die Menschen so.“

„Du verdirbst sie ja, das ist das Malheur,“ erwiderte die Tochter. „Sie weiß, daß die Großmutter sie in Schutz nimmt. Darum will sie nicht folgen.“

Der Alte lachte.

„In unsere Jahren,“ sagte er, „wird man nicht mehr anders. Wir haben schon immer die Kinder verdorben. Das kannst Du doch am besten an Dir selber sehen.“

Der Scherz diente nicht dazu, die Stimmung Frau Lotti's zu bessern. „Es ist auch so,“ begann sie trotzig. „Ich wäre heute etwas Anderes, wenn ich nicht gezwungen gewesen wäre, meine besten Jahre in dem elenden Nest zu vertrauern, und wie die Erziehung bei Mendel gewirkt hat, kann man doch erst recht sehen. Ich habe ihn erst heute gebeten, nach Frimiswalde zu gehen, um mir zwei Näherinnen aufzunehmen für Montag, da ich dringende Arbeit habe. Kann ich es von ihm haben? Da thut ihm der Kopf weh und da hat er Hühneraugen. Auf dem Platz herumgehen und bei Feiwel Libschütz im Gewölb sitzen. Das sind seine ganzen Geschäfte. Siehst Du, da kommt er, daß es wahr ist.“ Und sie deutete mit dem Finger auf die Straße hinaus.

„Wir werden doch, so Gott will, zwei Tage Jontew haben,“ erwiederte der Alte in ziemlich gedrückter Stimmung. „Kannst Du Dir den Proceß dann ausmachen.“

„Ich weiß ja,“ erwiederte die aufgeregte Dame, „Mendel ist der große Choschew. Er hat nur kein Glück nebach.“

Die alte Frau hatte während des ganzen Gespräches versucht, zu erfahren, um was es sich handle. Endlich die Vergeblichkeit dieses Versuches einsehend, sagte sie mit schmerzlichem Zucken der Mundwinkel gegen Max gewendet:

„Wenn man nicht hören kann, ist e Gesereh. Manchen Tag ist es gar schlimm. Es ist mir leid genug, von so einem Orech keinen Naches zu haben.

(Fortsetzung folgt.)